

Tiroler Chronist



Nummer 32, August 1988

Inhalt

- 2 Gold aus dem Zillertal
Bergbau Zell am Ziller - 1630-1987 - *Christian Georg Bauer, Johannes Karl Bauer*
- 9 Dekan Dr. Franz Xaver Zobel und das Pfarr- und
Dekanatsarchiv Breitenwang - *Richard Lipp*
- 11 Vom Solder zum Balkon - *Karl Hofer*
- 15 Zur Geschichte der Außerferner Volkssagen - *Ferdinand Fuchs*
- 19 Beispiel einer Dokumentation alter Erwerbszweige
Von Holzerhütten, Trift und "Länd" in Scharnitz - *Sieglinde Heiß*
- 31 Die Holzarbeiter von Scharnitz - *A. und S. Heiß*
- 35 Neuerscheinungen - *Petra Streng*
- 39 In memoriam ALOIS HOPFGARTNER
Gemeindechronist in Hopfgarten

Impressum

Der "Tiroler Chronist" ist ein überparteiliches, vierteljährlich erscheinendes Nachrichtenblatt von und für Chronisten und Betreuer von Heimatmuseen in Nord-, Süd- und Osttirol.

Medieninhaber und Herausgeber: Tiroler Kulturwerk / Arbeitsgemeinschaft Tiroler Chronisten, Michael-Gaismair-Straße 1, 6020 Innsbruck. Vorsitzender: Univ.-Doz.Dr. Werner Köfler.

Mitherausgeber für Südtirol: Landesverband für Heimatpflege, Waltherhaus, 39100 Bozen.

Schriftleitung: Werner Köfler, Gottfried Wackerle, Benedikt Erhard.

Druckbild: COCO medien, Angerzellgasse 4, 6020 Innsbruck.

Druck: Athesia-Druck GmbH, Brennerstraße 28, 39042 Brixen.

Preis: Einzelheft öS 35,- (Lit. 3500); Jahresabonnement (4 Nummern jährlich) öS 120,- (Lit. 12.000).

Gold aus dem Zillertal

Bergbau Zell am Ziller - 1630-1987

Christian Georg Bauer

Johannes Karl Bauer

Der Titel dieser zusammenfassenden Betrachtung ist mit Bedacht gewählt - hier soll nicht eine lokale "Werksgeschichte" mit zahlreichen Einzeldaten geboten werden. Angestrebt wird vielmehr eine zusammenfassende Darstellung der jahrhundertelangen Edelmetallgewinnung in ihren untrennbaren Verflechtungen mit der sozialen, technischen, wirtschaftlichen, politischen und religiösen Entwicklung der jeweiligen Epoche.

Die historische Berggoldgewinnung hat in ihren sozialen-wirtschaftlichen Auswirkungen selten etwas mit der sprichwörtlichen "Goldgrube" zu tun, die reich macht - schon gar nicht für das vom Betriebsergebnis abhängige Personal. "Die Ergiebigkeit des Zeller Goldbergbaues ... seit seinem Beginne ... immer sehr abwechselnd ... überwiegend mehr Zubuße- als Ertragsjahre aufzuweisen. Es wurde, sozusagen, nur Silber in Gold umgesetzt, aber öfters mit schwerem Aufgeld, jedoch verschaffte dies ca. 200 Menschen (Männern, Weibern und Kindern) durch viele Jahre den nothdürftigen Lebensunterhalt." - wirklichkeitsbewußte Aussage von k.k. Sektionsrat A.R. Schmidt, einem der tüchtigsten Tiroler Montanisten des 19. Jahrhunderts. Trotzdem sind in zweieinhalb Jahrhunderten Bergbaubetrieb mindestens dreihunderttausend Tonnen goldhaltigen Gesteins aus den Zillertaler Bergen entnommen und daraus mehr als eine Tonne Feingold gewonnen worden.

Die Verfasser danken dem Bezirksverantwortlichen für das Chronistenwesen im Bezirk Schwaz, Herrn OSR Max Perger, sowie Herrn OR Dr. Werner Köfler vom Tiroler Landesarchiv für die Einladung zu diesem Vortrag am 23. 10. 1987 in Zell/Ziller, der hiermit in schriftlicher Form vorliegt.

Erste Goldfunde und frühe Betriebszeit

Kriegsgefahr im Zillertal, die 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts

1533 bestimmt ein Vertrag zwischen dem Erzbischof Kardinal Matthäus Lang von Wellenburg und dem Landwfsürsten Ferdinand I., daß der Ertrag sowie die Kosten der Zillertaler Bergbaue zu gleichen Hälften zwischen Tirol und Salzburg zu teilen sind. Ein Vorkommen von Gold wird dabei nicht beschrieben.

1630 glückt ein besonders reicher Fund von Golderzen am Rohrberg. Die diesbezüglichen Urkunden erwähnen auch von privaten Gewerken, bereits lebhaft betriebene Goldbergbaue am Hainzenberg, Gerlosberg, Rohrberg und Zellerberg. Es werden sehr hohe Ausbeuten erzielt, da die Gruben meist noch nicht tief in den Berg eingedrungen sind, wodurch die Betriebskosten niedrig bleiben. Außerdem sind die oberflächennahen Erze stark verwittert, deshalb leichter abzubauen, zugleich

von aufbereitungs- und hüttentechnisch schädlichen Beimengungen (Arsenkies) bereits weitgehend befreit.

Wegen der bedeutenden Goldgewinnung bestreitet Salzburg die Gültigkeit des Vertrages von 1533 und fordert die gesamte Produktion. Salzburger Militä rückt ins Zillertal vor, vertreibt die Tiroler Bergknappen und zerstört teilweise die Erzaufbereitung. Durch diesen Gewaltakt, dem in den nächsten Jahren von Salzburger Seite weitere folgen, verschärft sich die politische Lage bis zur Kriegsgefahr.

Die wirtschaftlichen Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges sowie das Eindringen des Goldbergbaues in größere Tiefen, wodurch Härte und Arsengehalt der abzubauenden Erze ansteigen, scheinen die Goldgewinnung stark zu vermindern. Erzbischof Paris v. Lodron und Erzherzog Leopold stehen sich in ihren Ansprüchen auf das Zeller Gold unversöhnlich gegenüber.

Ausweg aus der Krise

Wiederaufstieg durch Diplomatie und Innovation, die 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts

1647 kommt es zur friedlichen Einigung zwischen Salzburg und Tirol, indem ersteres die Gültigkeit des alten "Teilungsvertrages" von 1533 anerkennt.

1656 wird dem Salzburger Erzbischof Guidobald Graf v. Thun die erfolgreiche Entwicklung eines neuen Ver-

fahrens zur Aufbereitung arsenhaltiger Erze mitgeteilt. Damit ist die wirtschaftlich sinnvolle Fortsetzung des Zeller Goldbergbaues möglich.

1660 beginnen die lückenlosen Betriebsdaten des salzburgisch-tirolischen Bergbaues, der bis zur Säkularisierung des Erzbistums Salzburg 1803 gemeinsam geführt wird. Ein ausgeklügeltes Proporzsystem sorgt dafür, daß die Werksleiterstelle alternierend jeweils mit einem Angehörigen Salzburgs bzw. Tirols besetzt wird, sowie die Belegschaft zur einen Hälfte aus Salzburgern, zur anderen aus Tirolern besteht.

Das begehrte Gold wird in den Bergbauen Hainzenberg, Tannenberg, Rohrberg und Scheibenhänge östlich des Ziller gewonnen, die Bergbaue im Westen aber - Zellerberg und Laimacherberg - werden allmählich eingestellt.

Blütezeit und Neuorientierung

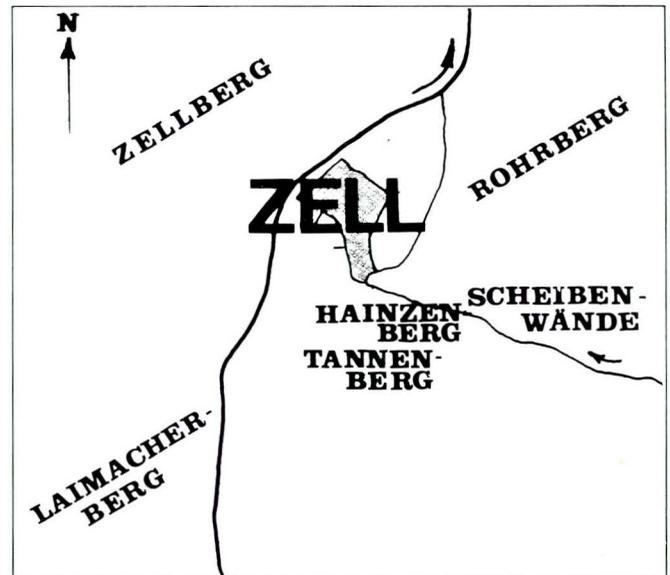
Das erfolgreiche 18. Jahrhundert

In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts kann sowohl am Hainzenberg als auch am Rohrberg noch ohne Tiefbau mit Stollengruben das wertvolle Golderz abgebaut werden. Die günstigen Voraussetzungen werden noch durch die erfreuliche Tatsache verstärkt, daß in beiden Bergbauen Erze mit sehr guten Goldgehalt in bedeutender Menge erschlossen und genützt werden. So ist es nicht verwunderlich, daß die Golderzeugung Rekordziffern erzielt, obwohl in Folge einer Naturkatastrophe der Bergbau Scheibenhänge am Gerlosberg stillgelegt werden muß. So beläuft sich 1736 die Goldgewinnung von Alt-Rohr allein auf mehr als sieben Kilogramm - eine in diesem Revier später nie mehr erreichte Jahresproduktion.

Weniger prosperierend zeigt sich das Zeller Goldbergwerk gegen Ende des Jahrhunderts. Die im Rohrberg noch vorhandenen Erze geben beim damaligen Aufbereitungsverfahren immer magere Ausbeuten - der einst so berühmte Bergbau versinkt in Bedeutungslosigkeit. Am Hainzenberg hingegen sind wohl noch ausgezeichnete Golderze vorhanden - diese müssen jedoch aus einem tonnlägigen (schrägen) Schacht unterhalb der tiefsten Stollensohle gefördert werden. Mühsam werden Erze, taubes Gestein und das zulaufende Bergwasser händisch heraufgebracht, wodurch sich die Gewinnungskosten sprunghaft erhöhen. Sucharbeiten zur Erschließung neuer Erzvorräte in dem vor einem Jahrhundert aufgegebenen Bergrevieren westlich des Ziller, führen jedoch zu keinem Erfolg.

In dieser ernsten Stunde gelingt es durch eine rasche wohldurchdachte Umstrukturierung, den Kernbestand des Werkes zu erhalten.

1795 werden die Reviere Rohrberg und Tannenberg gänzlich eingestellt, der Bergbaubetrieb auf die seit jeher wichtigste Grube am Hainzenberg beschränkt.



Goldbergbau von Zell am Ziller

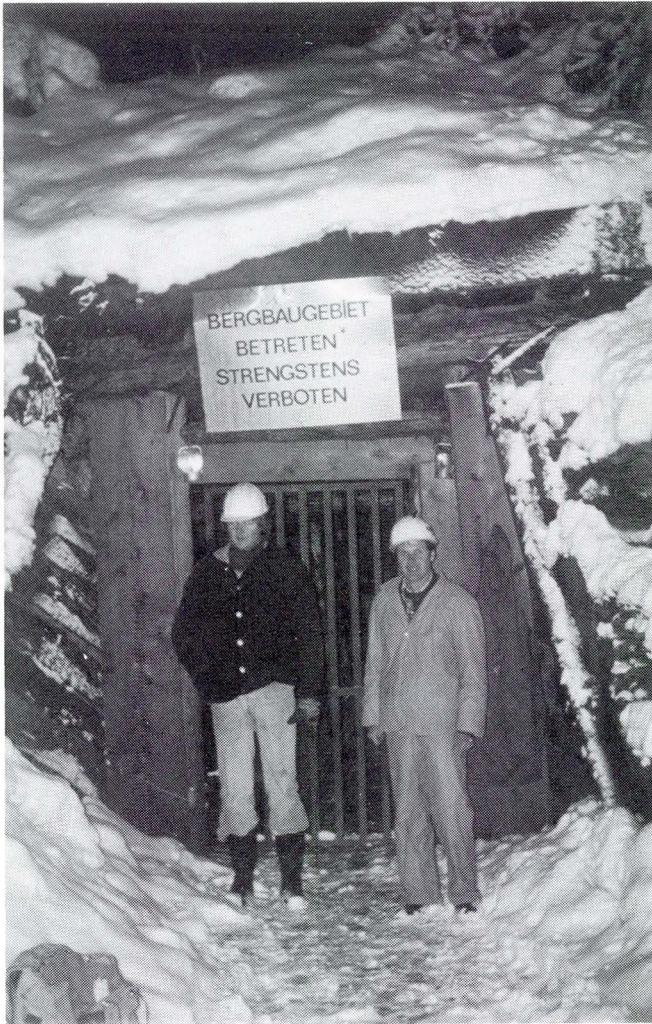
Doch auch hier werden große Veränderungen vorgenommen - 1799 wird der Abbau im Oswald-Schacht sofort stillgelegt, der Schachtbau im Westen des Friedrichslagers zur Konzentration der gesamten Gewinnungstätigkeit in diesem Teilrevier mit einer modernen wasserbetriebenen Pump- und Fördermaschine ausgerüstet, die Erzaufbereitung umgestaltet und erneuert.

Napoleonische Ära, "Vormärz"

Privatisierung, Liberalismus und Katholizismus, das bewegte 19. Jahrhundert

... nach der Säkularisierung des Erzbistums Salzburg 1803-1805 ein habsburgisches Kurfürstentum Salzburg, 1806-1814 Angliederung des nördlichen Teiles Tirols an das Königreich Bayern, 1816 endgültige Vereinigung des Zillertales mit Tirol... Wie ergeht es einem standortgebundenen Grundstoffbetrieb und seinen Mitarbeitern in derart turbulenten Zeiten?

Um es gleich vorweg zu nehmen: die sehr energische bayrische Verwaltung hat mit großer Tatkraft und Fachkenntnis die Neugestaltung des staatlichen Bergbaues erfolgreich fortgesetzt, technische und organisatorische Verbesserungen eingeführt und die Wiedererschließung schon stillgelegter ehemaliger Gruben mit vorzeigbaren Ergebnissen vorgenommen. Zusätzlich wird privates Unternehmertum derart gefördert, daß die 1811 gegründete "Scheibenhänge Gewerkschaft" mit ausgezeich-



Bergbau Hainzenberg: Mundloch des von der Jenbacher Werke AG wiedergewältigten Fahnen Schlagstollens

netem Erfolg die Bergbaue Scheibenwände und Alt-Rohr neuerlich in Angriff nimmt.

Im Gegensatz dazu vermittelt die Ära des "Vormärz" weitgehend das triste Bild von Stagnation - von einigen wenigen Fortschritten abgesehen. Besonders das System des "beschränkten Gedinges" - bei Akkordarbeit untertage darf die Entlohnung über dem üblichen Schichtlohn liegen - wirkt sich leistungshemmend aus.

Nach der Revolution von 1848 kommt es wohl zu positiven Veränderungen in den staatlichen Firmen, doch ziehen von der Tagespolitik her Sturmwolken über der angeschlagenen "Verstaatlichten" auf. Der herrschende Liberalismus wünscht umfassenden Abbau des öffentlichen Einflusses auf die Wirtschaft, d.h. eine weitgehende Privatisierung dieser Betriebe.

Bereits 1857 werden die Goldbergbaue Gastein, Rauris und Zell zum Kauf angeboten - nur ein erster zögernder Schritt. Es folgen die Veräußerung der staatlichen Kupferbergbaue im Pinzgau, der Verkauf sämtlicher im öffentlichen Eigentum stehenden Eisenhütten und Eisengruben in Tirol und Salzburg sowie eine Vielzahl von hier nicht näher zu besprechenden Betrieben in der gesamten Donaumonarchie ... sicher beschleunigt durch die verlorenen Kriege von 1859 und 1866.

Doch wie wird im Zillertal die Veräußerungsabsicht des österreichischen Staates aufgenommen? Gerüchte wollen von einem bevorstehenden Verkauf des Goldbergbaues an Ausländer wissen, sogar die preußische Regierung wird als angeblicher Interessent genannt. Womöglich Protestanten als Bergbaubetreiber wieder im Zillertal! - die offiziellen Stellungnahmen auf diese Schreckensvision sind den polemischen Auseinandersetzungen im katholischen "Bote für Tirol und Vorarlberg" und der liberalen "Inn-Zeitung" zu entnehmen.

Unter diesen stürmischen Vorzeichen geschieht von Seite der Bischöfe von Brixen und Salzburg die Gründung der "Vincenzi - Goldbergbau - Gewerkschaft", die 1858 den bisher staatlichen Goldbergbau Zell erwirbt, das weitere Schicksal dieses Unternehmens wird an anderer Stelle geschildert. Die kostspielige Goldgewinnung findet ausschließlich im ausgedehnten Tiefbau des Bergbaues Hainzenberg statt, der schon mehr als hundertfünfzig Meter unter die Talsohle reicht.

1879-1883 versucht eine angelsächsische Gesellschaft mit unzureichenden Mitteln vergeblich die Wiederaufnahme des Zeller Goldbergbaues. Einer der bekanntesten Montanisten und Montanhistoriker Tirols, Max Reichsritter v. Wolfstrigl-Wolfskron, spricht in diesem Zusammenhang von einer "montanistischen Posse". Also auch in der "guten alten Zeit" sind die Ansichten über wirtschaftlich und unternehmerisch sinnvolles Vorgehen schon sehr geteilt

Der Neubeginn

Weltkriege, Wirtschaftskrise, unser umwälzendes 20. Jahrhundert

1905-1918 betreibt die Gewerkschaft Goldbergbau Zell am Ziller (Berlin) mit Energie und Tatkraft die Edelmetallgewinnung im Bergbau Hainzenberg neuerlich. Ein neuzeitliches Betriebskonzept sowie elektrisch betriebene Maschinen in der Aufbereitung erleichtern die harte Arbeit des Bergmannes. Die verkehrsmäßig gute Erschließung des Zillertales durch die neuerbaute Bahnli-

nie wirkt sich ebenfalls günstig auf das Werk aus. Der Erste Weltkrieg jedoch bringt das Bergwerk allmählich zum Erliegen.

1918 erwirbt Ing. Reitlinger, der Besitzer der Jenbacher Berg- und Hüttenwerke, den Bergbaubesitz im Versteigerungsweg. Die Nachkriegszeit mit ihren wirtschaftlichen und politischen Problemen ist für die gedeihliche Entwicklung der Grube nicht förderlich.

1939 kauft der nunmehrige Besitzer des Jenbacher Berg- und Hüttenwerkes, Prof. Dr. E. Heinkel (Rostock-Marienehe), auch den Zeller Goldbergbau. Die Hainzenberger Grube wird wieder zugänglich gemacht, die Vorbereitungen zur Aufnahme des Produktionsbetriebes zügig durchgeführt. Aber wieder erzwingt sowohl ständig zunehmender Mangel an geeignetem Personal als auch unzureichende Zuteilung an Betriebsmitteln am Ende des Zweiten Weltkrieges die neuerliche Einstellung der Arbeiten.

Nach 1945/46 ist der neue Bergbaueigentümer Jenbacher Werke AG mit der Behebung von Kriegsschäden im Stammhaus und der Produktion von dringend für den Wiederaufbau benötigten Investitionsgütern beschäftigt. Die jahrzehntelange starre Fixierung des Goldpreises an den amerikanischen Dollar bis in die Siebziger Jahre hinein läßt kein wirtschaftlich fundiertes Interesse am Zillertaler Gold mehr zu.

Doch ändert 1973 der Ölschock mit seinen Folgen für die Weltwirtschaft dieses Bild beträchtlich. Die Bindung des Dollars an das Gold ist schon aufgegeben, worauf dieses Preise in nicht gekannter Höhe erzielt. Weltweit wird die Neu- und Wiedererschließung von Goldlagerstätten verstärkt eingeleitet, so daß seit 1978 der Zeller Goldbergbau mit modernen wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden bearbeitet wird.

Die ermutigenden Neuerkenntnisse führen ab 1980 zur Einleitung von untertägigen Erkundungsarbeiten durch die Jenbacher Werke AG.

Mit diesen Ausführungen über die Entwicklung des Zeller Bergbaues in jüngster Zeit ist der Anschluß an unsere Gegenwart erreicht - der wagemutigen Bergbauunternehmung aber jetzt und in Zukunft ein Glück auf



...und seine "Unterwelt" bei einer Befahrung im Dezember 1981

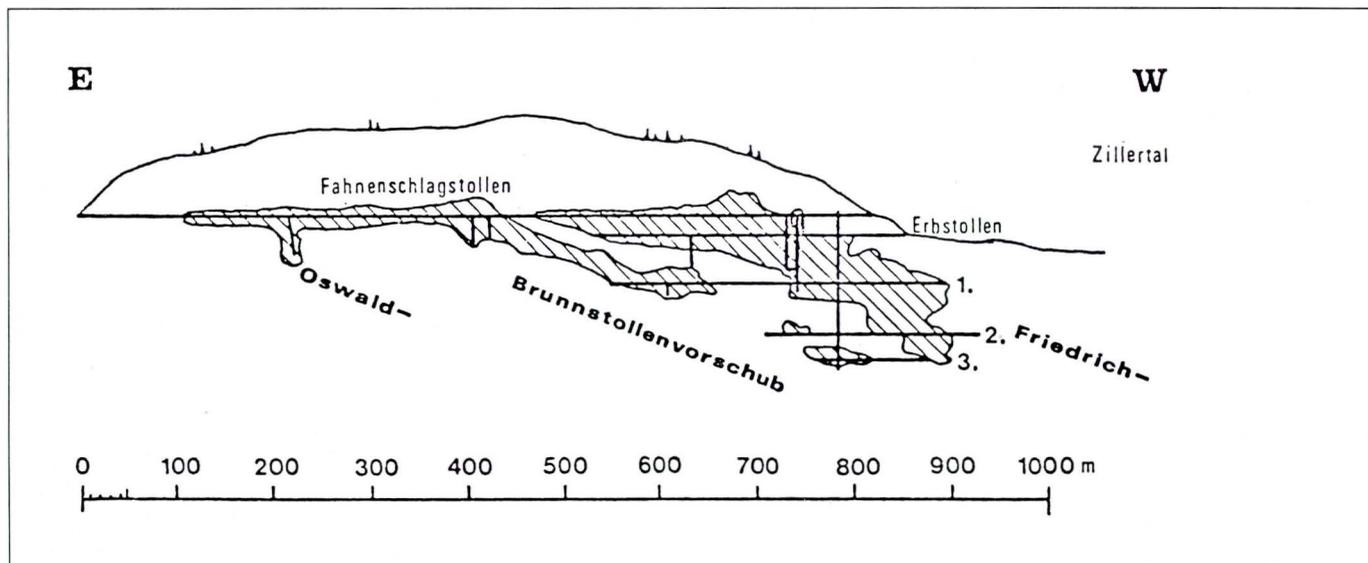
hard Stollen eine Länge von wenigstens fünfhundert Metern aufgewiesen haben.

1764 Ausbruch des Gerlosbaches, wodurch das Antonigesenk im Ostfeld des Bergbaues Hainzenberg unter Wasser gesetzt wird. Zusätzlich entsteht großer Schaden an den Werkskanälen (Rinnwerke), die für die Zuleitung des Antriebswassers für den Aufbereitungsbetrieb unentbehrlich sind.

Naturgewalten

Der harte Kampf des Bergmannes um das Zeller Gold

Mühsal und Gefahr der bergmännischen Arbeit sind allgemein bekannt, der Gewinnung des Zeller Goldes treten jedoch zusätzlich zerstörende Naturkräfte entgegen. So wird 1735/36 der ausgedehnte Bergbau Scheibenwände samt zugehörigem Pochwerk Opfer eines ausgedehnten Bergsturzes. Bergmännischer Fleiß hat im Lauf eines Jahrhunderts durch umfangreiche Grubenbau den Gerlosberg so stark ausgehöhlt, daß mindestens fünf Stollen beim Zusammenbruch der Abbaue verschüttet werden. Davon soll der Tiefste oder Leon-



Bergbau Hainzenberg: Das "Innenleben" des bedeutsamen Friedrichslagers kurz vor der Einstellung des Tiefbaues. Die goldreichen "Adelsvorschübe" im Westen sind bis unter die tiefste Schachtsohle abgebaut. (nach einer Darstellung von A.R. Schmidt 1868)

1821 zerstört ein wiederholter Ausbruch des Gerlosbaches das Rinnwerk für den Betrieb der Wasserhebung im Tiefbau des Bergbaues Hainzenberg, wodurch dieser ersäuft.

Erst 1826 kann nach Pumparbeiten von einem Jahr Dauer der Abbau wieder aufgenommen werden. Das Unglück bringt die Grube an den Rand der Schließung. Bis zur Wiederaufnahme des Abbaues goldreicher Erze aus der Tiefe des Friedrichslagers stehen nur Haldenerze und Rückstände im Berginneren aus früherer Zeit zur Verfügung, die keinen kostendeckenden Betrieb gestatten.

1857 treffen Hoffnungsbauarbeiten zur Erschließung zusätzlicher goldreicher Erze im Schachtbau des Hainzenberges auf eine wasserführende Kluft. Der zusätzliche Wasserzufluß daraus wird durch das rasche Fortschreiten des Abbaues in die Tiefe noch problematischer, da das Pumpwerk ohnehin mit einer ständig zunehmenden Hubhöhe zu kämpfen hat. Daher wird verständlich, daß wegen der technischen Unzulänglichkeit

der bestehenden Wasserhaltung, der hohen Pumpkosten sowie des gänzlichen Abbaues der erschlossenen Erzvorräte Ende 1869 der Tiefbau im Bergbau Hainzenberg aufgegeben werden muß. An ein weiteres Abteufen des Schachtes zur Verfolgung der bekannten guten Golderze des Friedrichslagers ist damals nicht zu denken, da die dafür erforderliche neue Wasserhaltungs- und Fördermaschine zu hohe Investitionskosten verursacht hätte. Dazu ist die finanzschwache Firma "Vincenzi-Goldbergbau-Gewerkschaft" nicht bereit bzw. nicht in der Lage.

Forschung und Entwicklung

Fortschritt durch Innovation

1656 Gewerke Dr. Johann Oswald v. Rieth (herzoglich württembergischer Rat und Leibmedicus) entwickelt ein neues Aufbereitungsverfahren für arsenhaltige Golderze. Eine neue Blütezeit des Bergbaues wird damit eingeleitet, da vorher diese Erze nicht wirtschaftlich nutzbar waren.

1788/89 Errichtung einer wasserbetriebenen "Stangenkunst" (Pumpwerk) im Tiefbau auf dem Friedrichslager im Bergbau Hainzenberg. Damit wird die mühsame und teure händische Wasserhaltung überflüssig und der Abbau guter Golderze unter der Talsohle ermöglicht. Der Bau der Anlage erfolgt nach den Plänen von k.k. Kunstmeister Johann Lentner (Schwaz) und Schichtmeister Franz J. Sennhofer.

1792-1795 K.K. Deputierter Josef Ignaz v. Erlach und Schichtmeister Franz J. Sennhofer führen systematische Versuche zur Verbesserung der Erzaufbereitung durch. Die neuorganisierte Herdarbeit Faßamalgamation erhöht sowohl das Goldausbringen als auch die Wirtschaftlichkeit des Betriebes.

1808-1814 Kgl. bayr. Oberbergcommissär Baron Gumpenberg (Oberbergcommissariat Schwaz) führt ein innerbetriebliches Prämiensystem für Innovation ein, das mit dem modernen betrieblichen Vorschlagswesen vergleichbar ist. Der erste vorgeschlagene Nutznießer des neuen leistungsfördernden Systems ist der kgl. Bergwerkshutmann Martin Hocheder, der Amalgamation und Freigoldgewinnung weiterentwickelt.

1838 K.K. Sektionsrat A.R. Schmidt (Schwaz) veranlaßt die Fertigung von zwei je ca. neunzig Meter langen Drahtseilen (erste im österreichischen Bergbau!) zur Förderung für den Tiefbau im Bergbau Hainzenberg auf dem Friedrichslager. Diese noch handgefertigten Drahtseile kommen während ihrer gesamten Lebensdauer von sechs Jahren erfolgreich zum Einsatz. Schmidt hat das Herstellungsverfahren im selben Jahr beim Erfinder des Drahtseiles, Oberberggrat W.A.J. Albert (Clausthal), im Zuge einer bergmännischen Instruktionsreise kennengelernt.

1850 K.K. prov. Schichtmeister J. Trinker (Silber- und Kupferhütte Brixlegg) leitet Gesetzmäßigkeiten (Adelsvorschub) in der scheinbar regellosen Verteilung von Erz- und Metallgehalten ab. Dieser "Adelsvorschub" wird am Beispiel der Staatsbergbaue Zell/Ziller und Kleinkogel/St. Gertraudi erkannt. In Zukunft können daher auch in anderen Bergbauen betriebene Aufschließungsarbeiten kostengünstiger und rascher erfolgen.

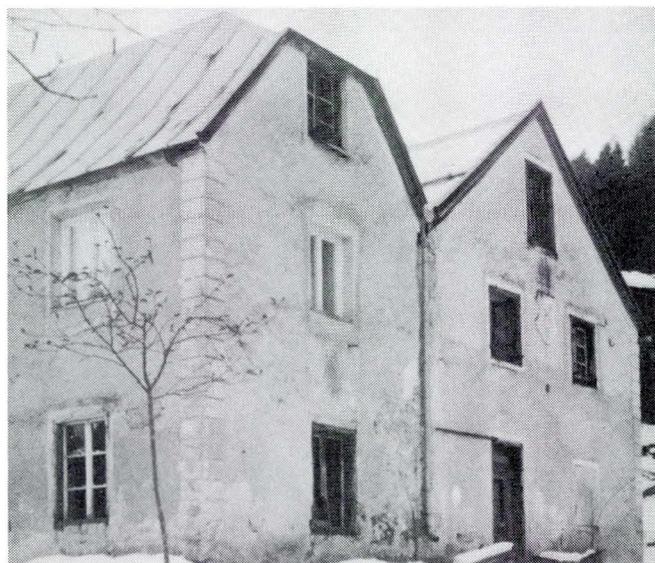
1852-1855 K.K. Werksverwalter J. Sennhofer (Silber- und Kupferhütte Brixlegg) entwickelt die nach ihm benannte "Sennhofersche Amalgamation", die internationale Beachtung in der Fachwelt findet. Ein modern anmutendes System von planmäßig eingesetzter Analytik sorgt mit der daraus abgeleiteten Produktions- und Prozeßsteuerung für eine noch wirtschaftlichere Gewinnung des Goldes aus den geförderten Erzen. Die zukunftsfrüchtige Methode erfährt in der angesehenen "Österreichischen Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen" anonym dilettantische Kritik - offensichtlich aus der Feder einer vorgesetzten Dienststelle

Kriminalität, Mißwirtschaft und Scharlatane

Frühindustrielle Schattenwirtschaft

Der hohe Wert des gewonnenen Bergbauproduktes - sehr reines, nur wenig Silber enthaltendes Gold - hat auch seit jeher das Interesse lichtscheuer Existenzen am Zeller Bergbau nachhaltig geweckt. Auch Belegschaft und Werksleitung sind nicht immer über jeden Zweifel erhaben....

1746/47 tritt ein ehemaliger Hüttenschreiber Rainer als Baron v. Siedmihradsky und "Erfinder" eines neuen Aufbereitungsverfahrens großspurig auf. Mit seiner Methode soll die Gewinnung des in bereits verarbeiteten



"Klammpocher" am Gerlosbach. Einer der letzten Zeugen aus der oft dramatischen "Goldgräberzeit" im Zillertal, Schauplatz gewaltsamer salzburgisch-tirolischer Auseinandersetzungen, nächtlicher Einbruchsdiebstähle aber auch technologischen Fortschritts. Vom Beginn des Zeller Goldbergbaues am Standort der Goldaufbereitung ... heute dem Verfall preisgegeben?

Erzen noch enthaltenen Goldes möglich sein. Dieser "Fachmann" hat ständigen Streit mit seinen Anrainern, bricht stöhnende Gebäude der Nachbarn eigenmächtig ab - und macht jede Menge Schulden. Eine gerichtliche Verfügung verhält seine "unwilligen Creditores" an ihm "keine Gewaltthätigkeit zu verüben, sondern den ordentlichen Weeg Rechtens zu gebrauchen". Bevor es aber dazu kommt taucht dieser Edle wieder spurlos unter.

1759-1786 wird beim gewaltsamen Einbruch in der Erzaufbereitung hoch goldhaltiges Konzentrat entwendet. Dies wiederholt sich weitere zwei Male. Die Nachwächter werden, mit auch im Inventar erwähnten Pistolen, ausgerüstet. Für zweckdienliche Hinweise zur Ergreifung der Täter wird die beachtliche Summe von 100 Gulden als Belohnung ausgesetzt sowie dem Informanten Anonymität zugesichert. Trotzdem bleibt die Verlok-

kung zum rasch verdienten "Zusatzeinkommen" so groß, daß 1789 ein neuerlicher nächtlicher Einbruch und Diebstahl von hochwertigem Konzentrat gemeldet wird. Schauplatz ist der "Klammpocher" am Gerlosbach. Die erwähnten ungesetzlichen "Entnahmen" von Goldkonzentraten sind mit ein Grund dafür, daß nach 1814 die "Bornsche Amalgamation" als Aufbereitungsprozeß eingeführt wird. Die sofortige Entgoldung der Erze im Zuge dieses Verfahrens erschwert Diebstähle weitgehend. Doch die kriminelle Kreativität begegnet der neuen Herausforderung durch fortschrittliche Technologien damit, daß jetzt verstärkt die begehrten Goldquarzstufen gestohlen werden, bevor diese zur Aufbereitung gelangen können. Daraus wird zwar nicht mehr unmittelbar Edelmetall gewonnen, denn die Schaustufen werden als gesuchter mineralogischer Handelsartikel unter der Hand vermarktet. In- und ausländische mineralogische Sammlungen kommen so in den Besitz von ausgezeichneten Belegstücken.

Auch dem Hutmann als Werksleiter sind zur Zeit des sonst so strengen "Vormärz" Unregelmäßigkeiten nicht völlig fremd. Als ein wegen seiner Genauigkeit gefürchteter k.k. Haller Rechnungsbeamter zur Betriebsrevision erscheint, erhält dieser zum Andenken an den Besuch des Zeller Goldbergbaues eine schöne Schaustufe zur Mitnahme angeboten. Zum großen Erstaunen des Hutmannes wird die großzügige Gabe abgelehnt, statt dessen die sofortige Verarbeitung derselben in der Aufbereitung angeordnet. Jedenfalls ist 1858 durch Vernachlässigungen der Instandhaltung die Wasserhebemaschine zusammengebrochen - gerade im Moment als der Kaufvertrag zwischen der staatlichen Montanverwaltung und dem neuen Besitzer "Vincenzi-Goldbergbau-Gewerkschaft" unterzeichnet wird. Die in den letzten Jahren des staatlichen Betriebes angeblich häufigen Kartenpartien untertage sowie das im Dienst ausgeprägte "Stärkungsbedürfnis" des Hutmannes in Zeller Wirts-

häusern sind urkundlich zwar nicht nachzuweisen - vielleicht hat die zeitgenössische Tagespresse doch etwas übertrieben?

Goldwinning

Zahlen und Daten

Fast das gesamte gewonnene Zeller Edelmetall entstammte als sogenanntes "Berggold" dem Berginneren, woraus es schließlich händisch abgebaut und gefördert werden mußte. Deshalb erscheinen uns Heutigen die damaligen Leistungen eher bescheiden, obwohl ...

... das gesamte in Zell verarbeitete goldhaltige Gestein umgerechnet einen Würfel mit der Seitenlänge von etwa fünfzig Metern entspräche, der daraus erzeugte Goldwürfel vierzig Zentimeter Kantenlänge erreicht hätte.

... das für die Goldausbeute wichtigste Vorkommen, das Friedrichslager am Hainzenberg, immerhin auf nahezu einen Kilometer Länge und eine Tiefe von zweihundert Metern bergmännisch erschlossen ist.

... der Bergbau Hainzenberg allein als stets reichste Grube mehr als die Hälfte des verarbeiteten Golderzes sowie mehr als zwei Drittel der Zeller Goldgewinnung lieferte.

... der Zeller Bergbau in guten Zeiten mehr als hundert Personen unmittelbar beschäftigte, die allmählich auf etwa vierzig vermindert wurden.

... in erfolgreichen Betriebsjahren doch zehn bis fünfzehn Kilogramm Goldausbeute zu verzeichnen waren, wozu eintausend bis zweitausend Tonnen Erz verpocht werden mußten.

... noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Abbauleistung eines Bergmannes untertage pro Jahr achtzig Tonnen Golderz kaum überstieg.

Quellenverzeichnis

anonym: Sennhofer's verbesserte Goldamalgamations-Methode. - Österr. Zschr. f. Berg- und Hüttenwesen, 2.Jg., Nr. 5, S. 34-35, Wien 1854.

Bauer, J.K.: Der Goldbergbau Zell am Ziller, Tirol. Eine historische Betrachtung. - Jahrb. Geol. B. - A., Bd. 123, H. 1, S. 143-168, Wien 1980.

Schmidt, A.R.: Die Bergbaue im Unterinntale. - Berg- und Hüttenmänn. Ztg., 27. Jg., Nr. 2, S. 10ff, Nr. 7, S. 53-55, Nr. 8, S. 61ff, Leipzig 1868.

Schmidt, A.R.: Beiträge zur Geschichte der tirolischen Bergbaue. - Österr. Zschr. f. Berg- und Hüttenwesen, 31. Jg., Nr. 5, S. 64-65, Wien 1883.

Schulz, O. u. Wenger, H.: Die Goldlagerstätte Zell am Ziller, Tirol. Eine lagerstättenkundliche Betrachtung. - Jb. Geol. B. - A., Bd. 123, H. 1, S. 113-141, Wien 1980.

Wolfskron, M. v.: Zur Geschichte des Zeller Goldbergbaues. - Österr. Zschr. f. Berg- und Hüttenwesen, 43. Jg., Nr. 27-34, Wien 1895..

Dekan Dr. Franz Xaver Zobel und das Pfarr- und Dekanatsarchiv Breitenwang

Richard Lipp

Wie viel eine einzelne Person für den Erhalt und Ausbau eines Archives leisten kann, zeigt das Pfarr- und Dekanatsarchiv Breitenwang, das seinen Ursprung dem ehemaligen Pfarrer und Dekan Dr. Franz Xaver Zobel verdankt. Zobel, der zuerst Philosophieprofessor an der bischöflichen Akademie in Dillingen war, wurde 1801 vom Abt von St. Magnus zu Füssen auf die Pfarre Breitenwang präsentiert. Eine Besonderheit am Rande ist bereits seine Präsentationsurkunde, weil alle auf ihr erscheinenden Personen Außerferner sind. Der präsentierende Abt des Benediktinerstiftes St. Magnus war der aus Reutte gebürtige Ämilian Hafner. Installiert wurde er durch den aus der Gemeinde Höfen stammenden Generalvikar des Bistums Augsburg, Dr. Anton Cölestin Nigg. Der Präsentierte selbst, Dr. Franz Xaver Zobel, war aus Tannheim gebürtig. 1806 wurde Zobel zum Dekan des augsburgischen Landkapitels Reutte gewählt. Als dieses Landkapitel 1816 an das Bistum Brixen angegliedert wurde, wurde Zobel sogleich als brixnerischer Dekan bestätigt, in welcher Folge der Dekanatsitz auch in Breitenwang für ständig verblieb. Doch zurück zum Archiv.

Zobel war nicht nur ein gewissenhafter Bewahrer des Vorhandenen; er suchte in verschiedenen anderen Archiven nach Urkunden und Akten, die er gewissenhaft abschrieb. Wie schwierig es ist, heute die Originale der von Zobel kopierten Dokumente zu finden, soll in einem Beispiel am Schluß aufgezeigt werden. Sein zweites großes Verdienst für das Archiv war, daß er zwei massive Archivschränke für die Bestände anfertigen ließ. Hiezu lesen wir 1820 in seiner von ihm verfaßten Pfarrchronik: "Auch wurde ein Archivkasten neu und von dem besten Holz hergestellt...." Dieser Eintragung zufolge war damals bereits der erste Archivschrank vorhanden.

Dadurch war die Gewähr gegeben, daß die Archivbestände erhalten blieben. Wenn auch die folgenden Dekane - ausgenommen den gegenwärtigen - leider nicht mehr dieses große Interesse für die Archivarbeit zeigten, so blieb dank der stabilen Aufbewahrung die Sicherheit der Archivbestände gewährleistet. Zobel teilte seine Archivschränke in mehrere verschließbare Laden (er nannte sie "Fascikel") ein. Den Schrank für das Pfarrarchiv gliederte er nach Sachgebieten, jenen für das Dekanatsarchiv alphabetisch nach Seelsorgestationen, wie auf den beiden Bildern auch dokumentiert ist. Diese Einteilung erweist sich heute noch zeitgemäß.

Einen bedeutenden Zuwachs erhielt das Pfarr- und Dekanatsarchiv Breitenwang durch die Bemühungen des

Religionsprofessors und Heimatforschers, Prof. DDr. Joseph Wörle, aus Wängle gebürtig. Ihm gelang es, die restlichen noch in Augsburg liegenden Urkunden und Akten nach Breitenwang zu bekommen und vor der ziemlich sicheren Vernichtung zu retten, da das bischöfliche Archiv in Augsburg von Bomben getroffen wurde. Diese Urkunden kamen am 26. Oktober 1942 nach Breitenwang. In der Hauptsache handelt es sich um Präsentationsurkunden für jene Außerferner Seelsorgestationen, die früher zum Bistum Augsburg gehörten, ebenso Urkunden und Akten der vorarlbergischen Pfarren Warth und Tannberg mit ihren Seelsorgestationen, da diese kurzfristig unter der Verwaltung des Dekans Zobel standen. Diese augsburgischen Urkunden und Akten werden als eigener Bestand im Breitenwanger Archiv geführt.

Der glückliche Umstand, daß das ehemalige Stadelgebäude des Pfarrhofes in Breitenwang ausgebaut wurde (Einweihung 1986), führte dank des Verständnisses von Dekan Ernst Pohler und des Pfarrkirchenrates dazu, daß nunmehr dem Pfarr- und Dekanatsarchiv Breitenwang ein eigener feuersicherer Raum in der alten, gewölbten Pfarrküche zu Verfügung steht. Nach den Maßen der alten von Dekan Zobel geschaffenen Archivkästen wurde nunmehr ein neuer Archivschrank angefertigt, sodaß das arivarische Werk Dekan Zobels weitergeführt werden kann.

In organisatorischer Hinsicht kommt heute dem Pfarr- und Dekanatsarchiv Breitenwang ein gewisser Modellcharakter zu, da hier im Einvernehmen mit Bischofsrat, Dekan und Diözesanarchiv ein ehrenamtlicher Dekanatsarchivar die Archivbestände verwaltet, ordnet und ausbaut. Das Zukunftsmodell könnte so aussehen, daß vom Diözesanarchiv über die Dekanatsarchive Hilfestellung in der Verwaltung der zahlreichen Pfarrarchive geboten werden könnte.

Das versprochene Beispiel zum Abschluß. In der einschlägigen Literatur ist zu lesen, daß sich im Jahre 1553 Breitenwang und seine Nachbarschaft gegenüber dem Markt Reutte zur Wehr setzten, weil es den Reuttenern gelungen war, den Großteil der pfarrlichen Rechte von Breitenwang nach Reutte zu bringen. In der Eingabe an den Kirchenpatron, den Abt von St. Magnus in Füssen, wendeten nun die Breitenwanger unter anderem ein, daß Breitenwang schon seit 400 Jahren Pfarrkirche sei, womit dieses Schriftstück das einzige Dokument ist, das über das Alter der Pfarre Breitenwang einigermaßen verlässlich Auskunft gibt. Dekan Zobel hatte den Brief säuberlich abgeschrieben mit dem genauen Hinweis, in

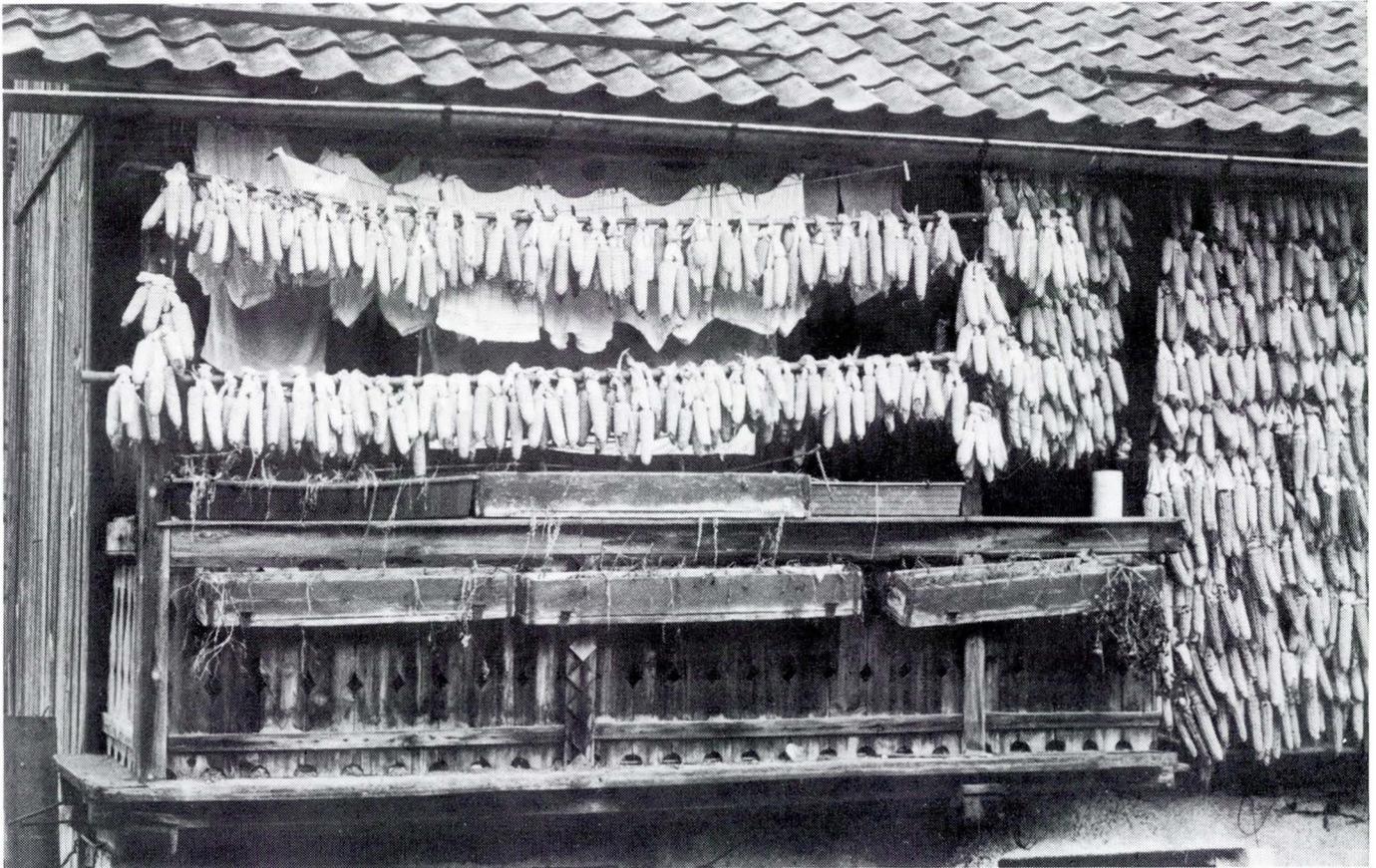


Bild 3, beim "Zedler" Siedlungsstraße

Bis Ende des letzten Jahrhunderts konnte man im mittleren Oberinntal den Balkon an Bauernhäusern der heutigen Art nicht. An der sonnseitig gelegenen Stadelwand wurde ein Trockengerüst angebaut. Lange Querlatten konnten an senkrechten Holzsäulen eingeschoben oder aufgehängt werden. Eine Brüstung baute man vor allem vornhin, wenn diese Nutzfläche vom Stadelinneren durch eine Tür erreichbar war. Ein ausreichendes Vordach schützte vor Regen. Diese so genutzte Stadelwand nannte man Solder. Er wurde zum Aufhängen und Trocknen von Türken und Apfelschnitzen benützt. Vom Türken wurde der beste nach dem Trocknen abgenommen, in die Mühle zum Mahlen geführt und als Mus- und Brotmehl verwendet. Der andere Teil war Futtertürken. Die Apfelschnitze wurden aufgefädelt im Solder aufgehängt und im Winter zur Bereitung von Kompott

verwendet. Man hat es zu Mus, Krapfen und Drucknudeln gelöffelt. (Bild 1)

In bloßen Vorhäusern lebten Handwerker, Arbeiter und Angestellte, die oft nebenbei zum Eigennutz einen Acker bewirtschafteten und etwas Obst hatten. Ihre Häuser hatten an der südseitigen Hauswand einen überdachten Solder angebaut, der zusätzlich auch zum Wäscheaufhängen benützt werden konnte. Es führte direkt vom Wohnhaus eine Tür hinaus. Die Brüstung wurde mit verzierten Brettchen versehen. (Bild 2 und 3)

Um die Jahrhundertwende entstanden auch am Land Villen. Sie hatten zur Zierde einen Balkon. Als Aufenthaltsraum wurden Solder und Balkon damals nicht benutzt. Man hätte sich geschämt, bei Tage nichts zu arbeiten. (Bild 4)

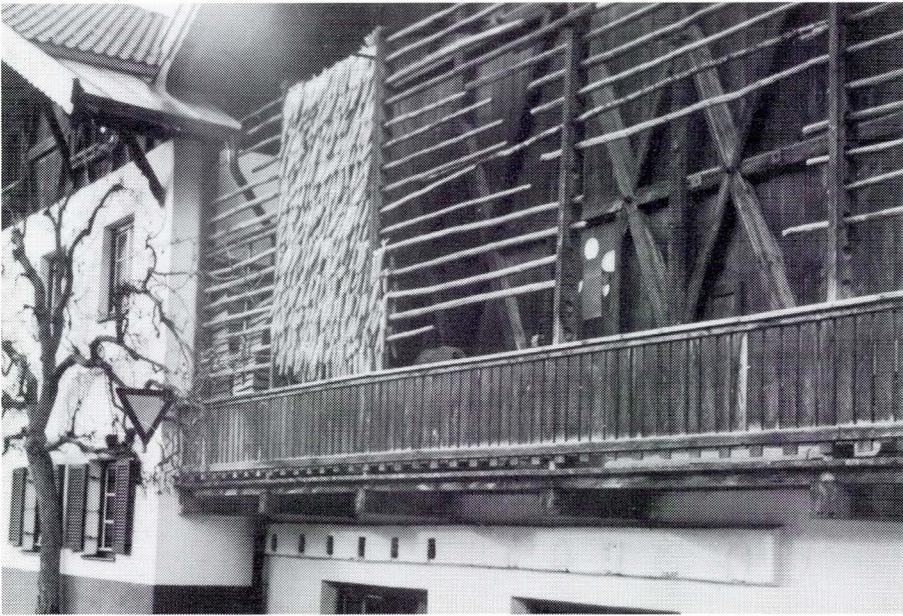


Bild 1, Haus Glatzl, Dorfstraße



Bild 2, beim "Ötzer", Krenzstr. 17



Bild 5, Maurers Haus, Kirchstraße



Bild 6, bei "Balzers" Kirchstraße 20



Bild 7, beim "Kurz" Ötztalstraße 11



Bild 8, Kaffee "Alt Haiming"



Bild 4, beim alten Postmeister Georg Schilcher, Ötztalerstraße

Bald wurden auch mehr Wohn- und Siedlungshäuser gebaut, oft mit ausgebautem Dachgeschoß. Vom sonnseitigen Dachzimmer aus baute man gerne einen kleinen Balkon hinaus, er war durch das große Vordach gut geschützt. (Bild 5)

Manchmal hat man auch loggiaartig diesen Balkon halb nach innen gesetzt. Er wurde dadurch noch wohnlicher und geschützter. (Bild 6)

Im modernisierten Obergeschoß eines Wohnhauses ist die Bauweise der Siebzigerjahre mit vergrößerten Fenstern und geschlossenem Balkon zu erkennen. (Bild 7)

Neuerbautes Kaffeehaus der Achtzigerjahre mit Balkon und Ziersolder. (Bild 8)

Alle Aufnahmen entstanden in Haiming Dorf. Am Haimingerberg und in Ochsegarten wäre ein Solder sinnlos. Balkone gibt es dort bei neueren Gebäuden.

Zur Geschichte der Außerferner Volkssagen

Ferdinand Fuchs

Man möchte es kaum für möglich halten, wie viele Sagen einst in den Talschaften Außerferns lebendig waren. Dabei wurden sehr wahrscheinlich nicht einmal alle aufgeschrieben. Gar manche Sage fand keinen Chronisten, wie es im Fall Zwischentoren gewesen dürfte. Dort haben sich weniger Sagen im Vergleich zu den anderen Talschaften erhalten. Ein großes Sammelwerk könnte den reichen Sagenschatz Außerferns aufzeigen, der reich ist an Phantastischem und Dämonischem, an Ethischem und Menschlichem.

Die Sagen waren Gesprächs- und Unterhaltungsstoff und trugen zur Geselligkeit bei. Sie wurden an den langen Winterabenden am warmen Ofen der getäfelten Stube durch Generationen weiter erzählt. Dabei schnurrte das Spinnrad und leuchtete der Kienspan in der Luichte oder die Ölfunzel auf dem schweren Bauernisch. Durch dieses Weitererzählen überlieferten die Vorfahren altes, aufschlußreiches Erzählgut, das uns Heutigen Einblick in ihr Denken und Empfinden, ihren Glauben und ihre sozialen Verhältnisse vermittelt.

Sagen sind Geschichte des Volkes

Sagen leben in allen Völkern und in allen Zeiten. Sie sind altüberliefertes Erzählgut des Volkes. Gemeinsam mit den Märchen überliefern sie oft auch das Eingreifen dämonisch-jenseitiger Mächte, wobei aber das Jenseitig-Wunderbare nicht der Lebensraum der Sage ist. Sagen sind im Gegensatz zu den Märchen meist an bestimmte Orte, Personen und Zeiten gebunden. Ihr Ursprung ist häufig ein historisches Ereignis, das dann beim Weitererzählen naiv umgedeutet wurde und einen sagenhaften Charakter annahm.

Sagen berichten von den Geheimnissen des Lebens, von übernatürlichen Erscheinungen und seltsamen Naturvorkommnissen, von Hexen, bösen und guten Geistern, von mythischen Tieren und Pflanzen, von Zwergen und Riesen. Die Sagen sind im weitesten Sinn des Wortes Geschichte des Volkes und sind für die Erzählforschung und die Volkskunde von großer Bedeutung. Ihrem Inhalt nach, der vielfältiger Natur sein kann, unterscheidet man verschiedene Gruppen von Sagen.

Die ersten Sagensammler in Tirol

Durch die mündliche Weitergabe blieben Sage und Märchen lange im Gedächtnis des Volkes erhalten. Für

eine schriftliche Aufzeichnung bestand vorerst kaum Veranlassung. Erst in der Zeit der Romantik, sozusagen in letzter Minute, erkannte man den Wert und die Bedeutung des Sagengutes. Die sich immer mehr entwickelnde Volkskunde begann, die Sagen zu sammeln und aufzuschreiben. Der Großteil des Sagenschatzes blieb dadurch der Nachwelt erhalten.

In Tirol setzte das Sammeln, Aufschreiben, Erforschen und Veröffentlichen der Sagen etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein. Zu den ersten und wichtigsten Sagenbüchern zählen: Zingerle Ignaz Vinzenz, Sagen aus Tirol, 1850, weitere Werke folgten; Hammerle S., Sagen und Märchen, 1854; Alpenburg Johann Nepomuk, Mythen und Sagen Tirols, 1857; Reiser Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus, 1895; Heyl Johann Adolf, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, 1897. Daneben erschienen mehrere Sagen in Zeitungen und Zeitschriften.

Außerferns Sagen in vielen Publikationen verstreut

Wer näheren Einblick in Außerferns Sagenwelt bekommen will, muß sich mit einer Vielzahl von Sagenbüchern, alten und jüngeren Zeitungen und vor allem mit den "Tiroler Heimatblättern" bis etwa zum Beginn des Zweiten Weltkrieges befassen. Meist wird nur die Sagensammlung von Karl Reiser zitiert, die zweifelsohne ein sehr wichtiges Werk ist und seit 1979 wieder im Nachdruck erhältlich ist. Daß es daneben noch viele andere Sagen gibt, die von Reiser nicht erfaßt worden sind, wird allzudem übersehen. Außerferns Sagen sind in verschiedenen und mehreren Publikationen überliefert, angefangen von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in unsere unmittelbare Gegenwart. Außerdem harren noch viele Sagen auf Veröffentlichung, sie sind derzeit in einzelnen Dorfchroniken oder als Manuskript zu finden.

Wegen der schon weit zurückliegenden Erscheinungszeit und der Vielzahl der Quellen, sind viele Außerferner Sagen heute der Allgemeinheit nur mehr sehr schwer zugänglich. Der Wunsch nach einem Sammelwerk, das Außerferns Sagen festhält und ihren Ursprung näher beleuchtet, ist sicher nicht unberechtigt, wenn nicht gar notwendig. Mehrere Talschaften Tirols, wie etwa das Alpbachtal oder Gebiete des Allgäus, erfreuen sich schon seit längerem einer solchen Arbeit.

Vergessen sind die Sagensammler

Wer erinnert sich heute noch an die Menschen, die vor bald hundert Jahren durch die Heimat wanderten, den Sagen nachspürten und sie in Handschrift aufschrieben? Ihre Namen sind weithin vergessen, in ihren Aufschreibungen leben sie aber für die Volks- und Heimatkunde weiter. An sie will nachstehender Beitrag erinnern, er möchte aber ebenso zur Erhaltung und Förderung eines Stückes Außerfermer Volksseele beitragen.

Geschichte wird zur Sage

Die erste sagenhafte Darstellung schenkt uns die Geschichte. In der Landesbeschreibung von Jakob Staffler aus dem Jahre 1841 findet sich in seinen topographischen Bemerkungen über Tannheim auch der Hinweis auf "das vielbesprochene Bogner-Ungeheuer". Staffler sieht das sogenannte Ungeheuer lediglich als ein Phänomen, dessen "Rätsel durch eine genaue physikalische Untersuchung zur vollständigen Lösung führen könnte". 1859 scheint die Tannheimer Naturerscheinung in Zingerles "Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol" bereits als Sage auf, die den Titel trägt "Das Bogner Ungeheuer". Man sieht hier deutlich, wie eine für damals nicht leicht erklärbare Naturerscheinung durch das Volk schnell zur Sage wurde.

Ein ähnliches Beispiel ist die weitem bekannte Sage von den tapferen Frauen von Elmen. Staffler schreibt über den Einfall der Schweden im Jahre 1632 in das Lechtal lediglich: "Hiebei sollen sich besonders die Weiber hervorgethan haben". Etwa zwei Jahrzehnte später (1859) ist die fragliche Historie bei Zingerle schon die Sage "Die Weiber von Elmen".

Eine weitere geschichtlich nicht bewiesene Darstellung reicht bis in die Römerzeit zurück. In einer Abhandlung über "Fußstapfen, Händeeindrücke usw. in Felsen" von A.R.v.Perger in den Mitteilungen der k.k.Central-Commission, Wien 1871, ist zu lesen: "Bei Binswang in Tyrol ist eine furchtbare Felsschlucht, die erst nach langem Durchspülen gebildet wurde. (Es handelt sich hiebei um den Durchbruch des Lechs vor der bayrischen Stadt Füssen.) Julius Cäsar sprengte dort, der Sage nach, von dem einen Rand der Schlucht auf den anderen hinüber, sodaß sich die Hufe seines Rosses in das Gestein eindrückten. Davon hieß die Gegend Saltus Julii (Jusalt). Bei der Einführung des Christentums wurde diese Sage auf den hl. Magnus übertragen, welcher im

Feuereifer seines Geistes diese Schlucht "mit freien Füßen" überschritt, wovon sie den Namen "Tritt des heiligen Magnus" erhielt."

Durch die Grenznähe bedingt scheint diese Begebenheit, die sich niemals zugetragen hat, auch bei Zingerle als Sage auf und betitelt sich "Mangtritt". Sie ist im Außerfern sehr bekannt und kann als Beispiel für eine "Staatsgrenzen-Überschreitung" von Sagen angesehen werden. Der Flurname "Lusalten" ist heute noch in Füssen geläufig und bezeichnet die Gegend am Lechfall bei Füssen.

Der Chronist des Lechtales ohne Liebe für Sagen

Zu bedauern bleibt, daß der Chronist und Wohltäter des Lechtales, Johann Anton Falger (1791-1876) dem Sagensgut seiner Heimat keine Beachtung schenkte. Christian Schneller (1831-1903), der bekannte Volkskundler, urteilte deswegen sehr hart über seinen berühmten Landsmann, wenn er 1877 schrieb: "Er (Falger) hat leider solchen Dingen keine Beachtung geschenkt, weil er kein Verständnis dafür hatte." Dabei hatte Falger seiner Talgeschichte wegen viel mit alten Leuten zu tun, "da hätte er leicht auch einen vielleicht reichen Schatz von Volkssagen sammeln und manches retten können, was jetzt für immer verklungen ist", meinte der Lechtaler Landesschulinspektor von Tirol.

Die ersten gedruckten Außerfermer Sagen

Die erste Sagenausgabe von Zingerle im Jahre 1850 enthielt noch keine Sage aus dem Raum Außerfern. Neun Jahre später, 1859, veröffentlichte Zingerle in seinem neuen Werk "Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol" auch Sagen aus Außerfern und zwar: Die drei Jungfrauen bei Ehrenberg (Reutte), Venediger am Hochvogel (Hinterhombach), Der Drachensee (Ehrwald), Der See bei Mühl (Breitenwang-Reutte), Die weiße Schlange (Steeg), Entrückte Kirche (Steeg-Almajur), Das Bogner-Ungeheuer (Tannheim), Mangtritt (Füssen-Reutte), Ulrich von Musau (Musau-Pinswang) und die Weiber von Elmen.

Im gleichen Werk berichtete Zingerle auch von einer alten Prophezeiung, die lautet: "Ober Elbigenalp ist ein ebener Platz, der das Kitzbödele heißt; darauf soll ein Drache wohnen. Wenn dieser sich einst umkehren wird, wird Elbigenalp zu Grunde gehen. Ebenso soll im Wasserthal, das nördlich von Elbigenalp liegt, ein Drache hausen. Wenn sich diese Bestie umkehren wird, wird ganz Elbigenalp überschwemmt werden".

Der Schriftsteller Johann Nep. Mahl-Schedl von Alpburg veröffentlichte 1857 in seinen "Mythen und Sagen Tirols" und "Deutschen Alpensagen" (1861) weitere

neue Sagen aus dem Außerfern wie zum Beispiel Der Sorgegeist (Jungholz), Das beste Gebet (Heiterwang), Die Kröte (Bach) u.a.m.

1877 bringt der erste Einheimische Sagen des Lechtales zur Veröffentlichung. Unser Landsmann Christian Schneller, gebürtiger Holzgauer, Namensforscher, Volkskundler und Landeschulinspektor von Tirol, hielt in seiner Abhandlung "Anton Falger und das Lechtal" Sagen fest, die er als Knabe gehört und in Erinnerung behalten hat. Darunter sind der Alpputz (Steeg), Das Madauer Mütterchen (Bach), eine Mundartsage und die Prophezeiung: Holzgau wird einst zu Grunde gehen. Sobald im Dorf das letzte Haus mit Kalk beworfen und geweißt ist, wird auf Schiggen ein Stier in einer Pfütze einen See austreten, dieser See wird ausbrechen und Holzgau überschütten.

Über 30 Sagen, hauptsächlich aus dem Lechtal, erschienen 1897 in "Volksagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol" von dem heute nur mehr wenigen bekannten Heimatforscher Johann Adolf Heyl (1849 -1927). Heyl gilt als Tirols größter Sagensammler. Der bekannte Volkskundler Anton Dörrer nennt seine Sagensammlung das "reichhaltigste, persönlichste und sorgfältigste Werk dieser Art".

Der allzufrüh verstorbene Dichter Anton Renk (1871-1906) schrieb 1901 eine Lechtaler Sage nieder, die er in Elbigenalp gehört hatte. Diese Sage hat Parallelen in manchen anderen Orten. Immer wieder ist zu beobachten, daß eine Sage von anderen Orten in leicht abgewandelter Form übernommen wurde.

Zu den ersten Sagensammlern des Tannheimer Tales zählt August Kübler. Er schrieb mehrere Sagen auf, darunter einige in Mundart wie zum Beispiel die "Sage von der Äadenalpe" oder "Der Geisterschrofen". Sie wurden 1898/99 in der Zeitschrift des DÖ Alpenvereines bzw. 1900 als Separatdruck und später in den Tiroler Heimatblättern veröffentlicht.

Ein bayrischer Lehrer - Außerferns großer Sagensammler

In dem bayrischen Lehrer Karl August Reiser (1853-1922) darf man zweifelsohne Außerferns großen Sagensammler und Volkskundler sehen. Er stammt aus dem Allgäu (Kornau bei Oberstdorf), war kurze Zeit Volksschullehrer, studierte Geologie und war dann als k.b.Realschullehrer in München tätig. Ein schweres Herzleiden zwang ihn, im Jahre 1912 aus dem Schuldienst zu scheiden. Er zog sich nach Kempten zurück, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1922 seine Forschungstätigkeit fortsetzte. Seine große Liebe zu den Bergen und Menschen Außerferns ist durch seine Heirat mit einer Reuttener Bürgerstochter zu erklären. Er war mit Eugenie Tauscher aus Reutte verheiratet. Mit ihrem Tode 1930 starb das alte Bürgergeschlecht der Tauscher

in Reutte aus, an das heute noch das "Tauscherhaus", in dem die Musikschule Reutte untergebracht ist, erinnert.

In sein Sammelgebiet bezog Reiser neben dem heutigen Allgäu all das Land ein, das die Allgäuer Alpen einschließt, also auch einen großen Teil Außerferns. Er befaßte sich sozusagen mit dem alten historischen Allgäu mit seiner schwäbisch-alemannischen Bevölkerung. Reiser durchwanderte in den Jahren 1886 bis 1889 fast das ganze Allgäu einschließlich Außerfern, suchte alte Leute auf und forschte sie nach Sagen, Bräuchen, Sprichwörtern usw. aus. Die gründlichen Forschungsarbeiten fanden dann in dem zweibändigen Werk "Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus" ihren Niederschlag. Es kam in den Jahren 1895 und 1902 auf den Markt, 1979 erschien davon ein Nachdruck.

Das große Sammelwerk von Karl Reiser bedeutet für Außerferns Volkskunde schlechthin ein Standardwerk, an dem kein Volks- und Heimatkundler vorbeigehen kann. Es faßt seine gesammelten Sagen mit denen von Zingerle und Alpenburg zusammen, ordnet sie in zwölf Gruppen, im Registerteil auch nach Orten, Sachen und Personen und gibt so einen ersten geschlossenen Überblick über den Außerferner Sagenschatz.

Im zweiten Band schildert Reiser das Jahres- und Lebensbrauchtum, Bräuche bei verschiedenen Anlässen, bringt über 2.000 Sprichwörter, Redensarten, Kinderreime und Hausinschriften, nimmt Stellung zur Mundart und zum Wortschatz. Die zwei Bände sind eine wertvolle volkskundliche Arbeit für das Außerfern, die heute noch nicht überholt ist. Es gibt kaum eine Seite des damaligen Volkslebens, die der unermüdliche Heimatforscher nicht aufgespürt und festgehalten hätte.

Neben seiner Heimatforschung war Reiser ein ebenso anerkannter Geologe für das Allgäu. Von seinen geologischen Arbeiten seien nur die 1920 erschienene geologische Karte der Hindelanger und Pfrontner Berge und der Aufbau der geologischen Sammlung im "Reiser-Museum" in Kempten erwähnt.

Sagen in Mundartgedichten

Einige der Sagengestalten regten Poeten sogar zu einem Gedicht an. Selbst Tirols bedeutendster Mundartdichter, Karl von Lutterotti (1793-1872), ließ sich von einer Außerferner Sagenscheinung begeistern. Er schilderte im vorigen Jahrhundert in einem köstlichen Gedicht den

"Wasserhund bei Reutte". Die Reime sind bis in unsere Tage lebendig und zählen zu den Kostbarkeiten der Tiroler Mundartdichtung.

Zwar nicht in der Mundart, aber doch in lyrisch-poetischer Weise erzählt Christian Schneller von den tapferen Frauen am Elmer Rain 1632. Das Gedicht erschien 1897 in Leipzig.

1924 setzte der Schriftsteller Josef Maria Metzler (1890-1976) die Sage vom Geist bei der Rochuskapelle in Breitenwang in mundartliche Verse. Einige Jahrzehnte später tat das gleiche Wally Gallwitz mit der Sage vom Kreckelmooser Pudel. Sie schrieb das Gedicht in Reuttener Mundart.

Neue Sammelwelle

Nach der Jahrhundertwende trat eine Pause im Suchen und Finden von Sagen ein. Vom großen Sagenschatz schlummerten aber immer noch einige Kostbarkeiten in der Volksseele wie die "Entdeckungen" in den 20er und 30er Jahren zeigten. Hierzu sind vor allem zu nennen: Anton Anranter, Lehrer, Grän; Josef Maria Metzler, Postpräsident, Schriftsteller und Heimatforscher, Innsbruck-Nesselwängle; Hans von der Trisanna (Zangerle), Lehrer, Reutte; Anna Zoller, Erzieherin und Mitarbeiterin bei verschiedenen Zeitungen, Reutte-Innsbruck. Sie fanden eine erfreuliche Zahl neuer Sagen und veröffentlichten sie in einzelnen Jahrgängen der 1923 gegründeten "Tiroler Heimatblätter" und in Lokalzeitungen.

Die Sagen blühten besonders reichlich in den Seitentälern des Lechtales und blieben dort länger in Erinnerung als in den größeren Talorten. Gramais, das kleine Bergdörflein mit seinen knapp 50 Menschen, ist ein Beispiel dafür. Dort konnte noch in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg Lehrer Gottfried Huber bisher unbekannte Sagen hören. Er schrieb sie auf und vertraute sie der Schulchronik an, womit das Sagengut Außerferns um 17 Sagen bereichert wurde. Einen ähnlichen Zufall erlebten die beiden Volksschuldirektoren, Frau OSR Maria Lutz, Weißenbach, und Herr Peter Linser, Vorderhornbach. Sie erfuhren im Gespräch mit älteren Leuten noch unbekannte Sagen und schrieben sie auf.

In den Jahren 1980/84 befaßte sich Manfred Knittel, Heimatforscher, eingehend mit der Sagenwelt Außerferns. Er spürte den Quellen mehrerer Sagen nach, die bis in die germanische Mythologie führten, sich aber oft

dann mit dem Aberglauben vermischten. Die interessante Arbeit erschien in mehreren Fortsetzungen und in größeren Abständen in der Bezirkszeitung "die neue" und deren Nachfolgerinnen.

Die Sage lebt weiter

Manche Menschen der Gegenwart erblicken in den Sagen lediglich einen Museumsteil, viele aber wesentlich mehr und tieferes. Wie bei so vielem in unserem Leben lassen sich auch in der Sagenwelt zwei Seiten feststellen: Der einen Seite von Aberglauben, Teufelspuk, Bosheit, Rache, Vergeltung, Mißbrauch des täglichen Brotes stehen Sühne, Rechtlichkeit, Gottes-Eingreifen, Glaube und religiöses Empfinden der Vorfahren auf der anderen Seite gegenüber.

Mit Genugtuung kann festgestellt werden, daß die Sagen noch lange kein museales Exponat sind, sondern trotz umgreifender Technisierung und Ernüchterung des Alltagslebens eine erfreuliche Neubelebung erfahren. Die ständigen Neuauflagen und das Neuerscheinen von Sagenbüchern, die Abdrucke von Sagen in Lokalzeitungen und Heimatzeitschriften, Hörspiele in Rundfunk und Fernsehen oder auf Tonkassetten bekunden das wachsende Interesse der Gegenwart an der Sagen- und Märchenwelt.

"Es wechseln die Geschlechter,
die Sage bleibt sich treu." (Adalbert v. Chamisso)

Literaturverzeichnis

Zingerle, Ignaz Vinzenz: Sagen aus Tirol, 1850 und 1891; Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol, 1859

Zingerle-Petzold: Sagen aus Tirol, 1979

Alpenburg: Deutsche Alpensagen, 1861

Schneller, Christian: Der tirolische Lechgau, 1861, Anton Falger und das Lechtal, 1877

Reiser, Karl: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäu, 1895 (1979)

Heyl, Johann Adolf: Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, 1897

Kübler, Anton: Das Tannheimer Tal, 1888/89

Pfaundler, Gertrud: Tirol-Lexikon, 1983

Knittel, Manfred: Sagen aus dem Außerferner Raum, 1980/84

Verschiedene Jahrgänge der Heimatzeitungen des Bezirkes Reutte

Beispiel einer Dokumentation alter Erwerbszweige



Mit schwerer Last unterwegs im Karwendel

Von Holzerhütten, Trift und "Länd" in Scharnitz

Sieglinde Heiß



Beim Kochen in der Holzhütte in Hinteröd

Holzerhütten in den Scharnitzer Wäldern

Durch die große Ausdehnung unserer Wälder, die oft einige Gehstunden vom Dorfe entfernt sind, war es in früheren Zeiten für die Holzarbeiter notwendig, sich vor Beginn der Arbeit Hütten zu errichten.

Diese dienten vor allem zur Nächtigung und zur Unterbringung des Eßvorrates sowie der Kleidung und des Werkzeuges. Sie boten aber auch Schutz vor plötzlichen Wetterstürzen, da bei den Höhenlagen, in welchen das Holz oft geschlägert werden mußte, auch im Sommer mit Schneefall zu rechnen war.

Diese Holzerhütten wurden besonders im Bereiche des Gemeindewaldes und der Teilwälder im Hinterautal, aber auch in den von Scharnitz erreichbaren Tälern wie Karwendel- und Gleirschtal errichtet. Diese Hütten waren unterschiedlich groß, je nach Größe der Schlagflächen und den dazu erforderlichen Arbeitern.

Sie waren aus Stangenholz, in der Form eines einfachen Zeltes gefügt und mit Holzrinde eingedeckt. Das Dach reichte bis zum Boden. Die "Klussen" (Zwischenräume) wurden sowohl gegen Zugluft, als auch zur Wärmedämmung mit Moos verstopft und abgedichtet. An der Stirnwand befand sich die Tür, welche mittels einem Stück

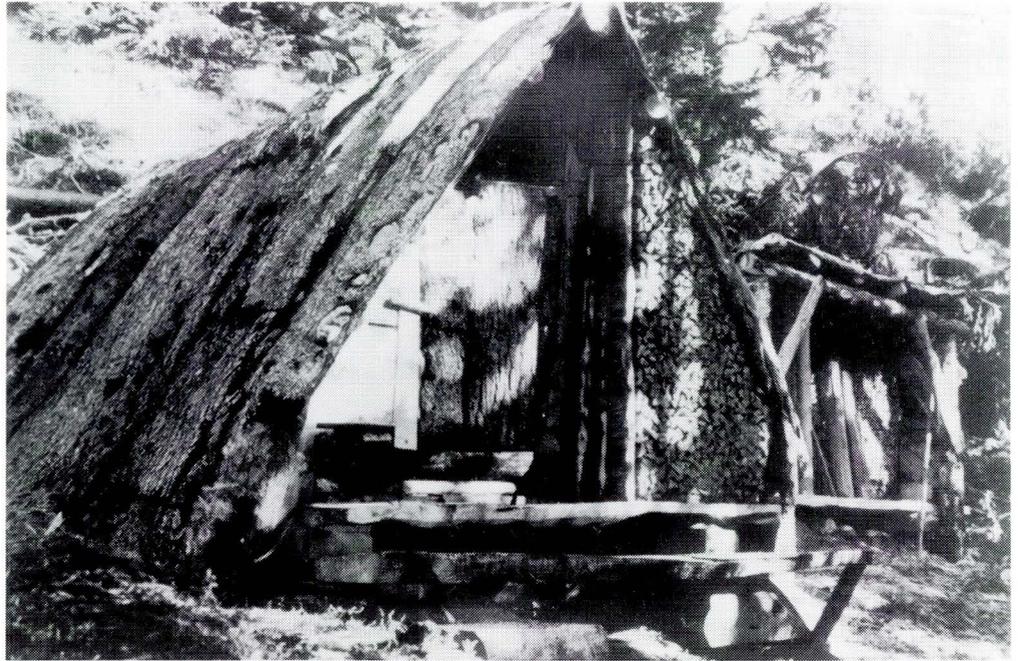
Holz durch Drehen zu verschließen war. Eine Bank, roh gezimmert, oder aber auch ein paar Holzstöcke, dienten zum Sitzen am Abend. Dies war die Zeit, um für den nächsten Tag die Werkzeuge wieder zu schärfen.

Diese Hütten waren sehr nieder, und man konnte nur in der Mitte, unter dem Firstbaum aufrecht stehen. Im rückwärtigen Teil befand sich, meist etwas erhöht, eine einfach gezimmerte "Pritschn", welche die ganze Breite der Hütte einnahm, so daß eventuell auch 2-3 Mann übernachten konnten. Darauf lag ein "rupfener" Sack, welcher mit "Flitschn" (Maisstroh) oder Stroh gefüllt war, manchmal aber auch nur Fichten- oder Tannenzweige. Zugedeckt war man mit einer alten Decke, aber auch der "Kotzn" wird so manchen guten Dienst getan haben. Dieser "Kotzn" war ein besonderer Lodenmantel des Holzers. Er war vorne geschlossen und wurde über den Kopf angezogen. Weite Fledermausärmel und seitliche Gehschlitze machten ein unbehindertes Arbeiten an kalten Tagen möglich.

Im vorderen Bereich der Hütte war beidseitig unter der Dachschräge, so daß man gerade noch sitzen konnte, eine Bank. Hier saß man beim Essen oder an regnerischen Tagen. Von den schrägen Wänden baumelten Eisenpfanne, Rucksack, Werkzeuge, Mantel und Hemd oder Socken und was man sonst noch benötigte. Zur Unterbringung der Eßvorräte diente eine Holzkiste mit Deckel, wodurch diese dem Zugriff von Mäusen oder anderen Tieren entzogen waren. Das Trinkwasser lieferte der nahe Bach oder eine Quelle. Erleuchtet wurde diese Hütte nur durch den Schein des Feuers. Die Feuerstelle befand sich meist zwischen dem rückwärtigen Schlaftteil und dem vorderen Hüttenteil. Diese bestand aus einem sogenannten Steinkasten, welcher aus Steinen aufgerichtet war und mit Holz zusammengehalten wurde. Er hatte gewöhnlich eine Seitenlänge von etwa 60-80cm. In den Holzrand konnte man den "Fuirwogn" (Feuerwagen) aufblocken. Dieser Feuerwagen war eine einfache aus Eisen bestehende Vorrichtung, in welchen der Stiel der Feuerpfanne gehängt wurde. Durch Drehen konnte man die Pfanne höher und tiefer hängen, je nach dem, wie das Feuer brannte, und damit die Hitze des Feuers beim Kochen regulieren.

Über der Feuerstelle gab es meist eine kleine Öffnung im Rindendach, durch welches der Rauch abziehen konnte.

Meist waren auch Holzvorrat und vorgerichtete Holzspäne oder "Roasn" (Rosen), das waren in Fächerform



*Holzerhütte am Wasserkopf
im Hinterautal.
Seehöhe ca. 1600 m*

geschnittene Holzspäne, im Innern der Hütte vorhanden. Ein rasch angemachtes Feuer, welches wenig Rauch gab, war wichtig zum Kochen, Wärmen und Trocknen der Kleider.

War eine größere Schlagfläche mit einem Ernteanfall an mehreren tausend Festmetern Holz vorgesehen, so mußte man zwangsläufig eine größere Hütte zur Unterbringung für etwa 4 Mann errichten. In einer Rechteck- oder Quadratform baute man einen gezimmerten Holzaufbau in einer Höhe von ungefähr 1,60m. Auf diesem ruhte ein Satteldach aus Holzstangen gefügt, welche mit "Leftn" eingedeckt wurden. Diese "Leftn" waren große Fichtenrindentafeln, welche während der Saftzeit gewonnen wurden. Diese Fichtenrinde wurde meist aus dem "Stammloch", das ist der erste und daher stärkste Loch eines Baumes gewonnen. Die maßgerecht zugeschnittenen Rindenstücke wurden ausgebreitet übereinandergelegt und beschwert. Durch das Austrocknen konnten diese Rindentafeln nach etwa einer Woche zum Decken des Daches verwendet werden.

Letztere Hütten waren etwa bis zur Jahrhundertwende gebräuchlich. Hingegen die Ein- oder Zweimannhütten wurden fast bis in unsere Zeit noch als Unterkunft verwendet.

Vor und nach der Jahrhundertwende entstanden in den Karwendeltälern winterfeste Hütten in Blockbauweise zum Bewohnen von mehreren Holzpartien bis etwa in einer Größenordnung von 6-12 Mann. Die Räumlichkeiten waren in Bezug auf Schlaf- und Feuerstellen demgemäß gebaut.

Angebaut wurden auch teilweise Ställe zur Unterbringung der Pferde. Großangelegte Treibjagden der damaligen Zeit und die damit verbundene Unterbringung des jagdlichen Hilfspersonals, der "Treiber", waren Anlaß, größere Hütten zu errichten.

Diese wurden dann sowohl von den Treibern, als auch von den Holzarbeitern bewohnt.

In diesen Hütten befand sich auch schon ein Herd mit mehreren Feuerstellen. Das heißt, in der Herdplatte waren meist 4 Ringeinsätze vorhanden, so daß jeder Mann für sich alleine kochen konnte.

Bei kleineren Holzpartien mußte meist ein Mann für die ganze Mannschaft das Essen kochen, um die Arbeit nicht vorzeitig unterbrechen zu müssen.

Die tägliche "Koscht" (Kost) der Holzarbeiter war mehr als einfach. Sie bestand in der Hauptsache aus "Hofnackn". Dieses Gericht wurde aus einem Teig von Mehl, Salz und Wasser hergestellt, welcher in Schweinefett (schmarrenähnlich) herausgebacken wurde. Dazu trank man schwarzen Kaffee oder Wasser und aß ein Stück Brot dazu.

War eine Alm in der Nähe, so konnte man mit Milch, Butter und "Kas" die eintönigen Mahlzeiten etwas abwechslungsreicher gestalten. Zur Brotzeit wurde meist ein Stück Speck und Brot gegessen und man trank auch dazu meist frisches Wasser. Ohne Schnaps ging kein Holzarbeiter in den Wald. Dieser wird bei der fettreichen Kost und dem dazu getrunkenen kalten Wasser sicher auch nötig gewesen sein.

Manchmal kam auch Besuch von der Familie in den Wald, meist die Frauen oder die Kinder. Diese brachten, neben Neuigkeiten aus dem Dorfe, in einem "Koschtsack" die notwendigen Lebensmittel mit. Meist auch die so beliebten "Nudln", in Schweine- oder Butterschmalz herausgebackene, mit Marmelade gefüllte, längliche Krapfen.

Wenn man bedenkt, daß Männer noch mit 60 Jahren und auch älter, dieses harte, entbehrungsreiche Leben auf sich genommen haben, so verdient diese Leistung unsere ganze Bewunderung.



Der alte "Prantl" (Jahrgang 1864) beim Feilen einer Wiegensäge



Die letzte Holzerhütte beim Verfall. In ihr fand 1981 eine "Amtshandlung" statt.

Das Tabakpfeifchen am Abend war der einzige Luxus. Bei gutem Wetter saß man vor der Hütte und beobachtete die Natur. Aus dem Verhalten der Tiere und den Formen und dem Zug der Wolken wären sie in der Lage,

das kommende Wetter schon einige Tage vorher zu erkennen.

Schlimm war es, wenn eine Krankheit auftrat oder gar ein Unfall passierte. Das Dorf war stundenweit entfernt, und auch im Dorfe gab es keinen Arzt, höchstens einen Bader. Man war auf sich selbst und Gottes Hilfe angewiesen.

Gegen Blasen an den Füßen halfen Blätter des Huflattichs, welche man in die Schuhe legte. Wunden, die bei der Holzarbeit oft sehr arg sein konnten, wurden mit "Lörgat" (Harz des Lärchenbaumes) oder einer selbst hergestellten Salbe, bestehend aus "Pech", "Inslat" (Hirschtalg), Arnika, Schweinefett, eventuell etwas Kampfer, reinem Bienenwachs und Spitzwegerich, geheilt. Jedes Haus hatte ihr eigenes Rezept für diese Salbe, jedoch die Grundlage war immer das Harz der Bäume. Diese Salbe wird teilweise heute noch hergestellt und mit Erfolg verwendet.

In der Zwischenkriegszeit, in welcher mancher Holzarbeiter - wenn auch sehr selten - bereits ein Fahrrad besaß, wurden die Holzerhütten immer weniger, denn man konnte nun, wenn die Arbeitsstelle nicht zu weit vom Dorf entfernt war, am Abend nach Hause fahren. Dies brachte manche Erleichterung. Meist waren es jedoch die Jungen, welche mit dem Rad fuhren, die Alten gingen lieber zu Fuß.

Bei einer Holzschlängerung im Karwendeltal, in der Nähe der Angeralm, welche von drei Brüdern durchgeführt wurde, die aber zusammen nur ein Fahrrad besaßen, behalf man sich durch "firfohm" (vorfahren) auf folgende Weise. Während zwei Brüder zu Fuß marschierten, fuhr der dritte Bruder mit dem Fahrrad eine bestimmte Strecke des Weges. An einem ausgemachten Punkt stellte er das Fahrrad an den Wegesrand oder hinter eine "Staudn" und ging nun zu Fuß weiter. Kamen die zwei Brüder, welche zu Fuß unterwegs waren, zu dieser Stelle, so konnte einer von ihnen mit dem Rad weiterfahren. Dabei überholte er seinen Bruder und fuhr wieder bis zu einem gewissen Punkt. Dort wurde das Fahrrad abermals abgestellt, bis endlich der Dritte zum Fahren kam. Dieser Tausch wiederholte sich solange, bis man am Ziel war.

Die allerletzte Holzerhütte, die in unserer Gegend errichtet wurde, wird wohl die in den Jahren 1980-1982 in der Nähe der Hinterödalm sein. Sie lag am Eingang der Schwarzenbachklamm.

In ihr fand im Jahre 1981 eine Amtshandlung statt.

Um einer argen Beschädigung des Holzes beim Ablösen durch die enge Klamm vorzubeugen, mußte eine kleine Felssprengung vorgesehen werden. Um das Ansuchen dafür ordnungsgemäß erledigen zu können, fand eine Verhandlung an Ort und Stelle statt. Zwei Herren, von Naturschutz und Bergwacht, traten bei leichtem Nieselregen vom Jagdhaus "Hubertus" im Hinterautal aus den 2-stündigen Fußmarsch über den sogenannten



Beim Klausenbau im Gleirschtal um die Jahrhundertwende (Achentaler Experten mit Klausenbauerfahrung)

"Reitsteig" zur Hinterödalm an. Von dort ging es hinunter bis kurz vor die Schwarzenbachklamm, an deren Beginn die Holzerhütte stand.

In der Hütte wurden dann auf den Knien die Akten ausgebreitet und das Protokoll geschrieben.

Der Heimweg wurde dann durch den nicht ungefährlichen Klammsteig angetreten.

Vereinzelt findet man im Wald noch heute, einige solcher verfallener Holzerhütten.

Die Trift

Eine knappe Gehstunde von Scharnitz entfernt, am Beginn des Gleirschtales, wo die Schlucht beginnt, befand sich bis zum Jahre 1964 die sogenannte "Klausn".

Die Klausen wurde von den Bundesforsten, früher K.K. Forstaerar betrieben, welche im Gleirschtal großen Waldbesitz hatten. Aber viele Scharnitzer fanden hier bei Forstarbeit, Schlägerung, Fuhrdienst und Trift Arbeit und Brot, mancher bei dieser gefährlichen Arbeit aber auch den Tod, wie es einige Marterln (heute leider unleserlich oder verschwunden) oberhalb des Triftweges bei der sogenannten "Rast" am alten "Krapfnweg" bezeugen.

In früheren Zeiten war es unmöglich, größere Mengen Holz ohne Trift aus den Tälern zu liefern. Die Wege

waren, wenn überhaupt vorhanden, schlecht befahrbar, schmal und teilweise sehr steil und daher gefährlich. Die Steigung des alten "Krapfnweges" betrug etwa 35%. Auch konnten die jährlichen Einschlagsmengen in einer Größenordnung von etwa 8.000fm im Jahr, infolge der beschränkten Ladebelastung der damaligen Holzwägen nicht durchgeführt werden. Es blieb daher die einzige Liefermöglichkeit über den Wasserweg übrig.

Riesige Mengen Holz aus dem Gleirschtal und seinen Nebentälern (Wengertal, Christental, Isertal) wurden meist im Winter mittels Pferdeschlitten bis in die Nähe der Klausen geliefert, denn im Sommer mußte das Holz geschlägert und im darauffolgenden Jahr getriftet werden.

In festgefügtten Blockhäusern, den "Winterhütten", waren Menschen und Tiere untergebracht. Bei starkem Schneefall mußte auch in der Nacht gefahren werden, um den Weg freihalten zu können, mittels des sogenannten Vorschlittens. Das nannte man den "Weg ausbrechn".

Im Frühsommer, wenn das Schmelzwasser die Bäche anschwellen ließ, wurde bei der "Klausn" das Wasser aufgestaut. Das im Winter herangebrachte Holz wurde in das Wasser des "Klaushofes" eingelassen, oder wie man sagte "eingewässert". Wenn der Wasserstand die ausreichende Höhe erreicht hatte, wurde die Klausen "geschlagen". Das heißt, das Klausentor wurde mittels Schlag geöffnet.



Die alte Klausenhütte



Der Klaushof mit eingeflößtem Holz vor und nach der Stauung



Die glitschigen Holzblöcher schossen nun mit dem Wasserschwall hinunter in die Gleirschklamm und von dort in die Isar talauswärts bis zur Lände. Es konnte vorkommen, daß sich das Holz versperrte oder verkeilte, was besonders in der engen Schlucht leicht möglich war. Um den geregelten Abfluß des Holzes wieder herzustellen, mußten die Trifter diese verkeilten Stämme wieder einrichten. Um sich auf den rutschigen Stämmen bewegen zu können, trugen sie Steigeisen an den Schuhen. Diese Arbeit geschah, während an der Klausen der Wasserstau erfolgte, also vergleichbar mit der Ebbe. Die Männer wußten ziemlich genau wann die Klausen geschlagen wurde und mußten sich daher zeitgerecht, auf den in

etwa 2m oberhalb des möglichen Wasserstandes befindlichen Triftersteig, bis zum Absinken des Wasserstandes (Flut) begeben.

Neben der Klausen stand das "Klausenhüttl", in welchem der Klausner den ganzen Sommer über wohnte, so lange die Trift ging. Als die Trift aufgelassen wurde, hatte auch das Klausenhüttl ausgedient. Dieses wurde vom "Pleisn-Toni" (Anton Gaugg) angekauft, abgetragen und teilweise selbst auf den Pleisen getragen. Dort hat er sie wieder aufgebaut und so steht sie heute in etwas veränderter Form am Pleisen, wo sie gerne von den Bergsteigern besucht wird.

Aber auch aus dem Karwendeltal wurde getriftet. Jedoch geschah dies nicht mittels einer Klausen, sondern durch "Selbstwasser". Das ist das natürliche Mehrwasser zur Zeit der Schneeschmelze im Frühsommer. Da war vor allem jenes Holz, welches von den Steilhängen des Lablehner zum Karwendelbach abgelassen wurde.

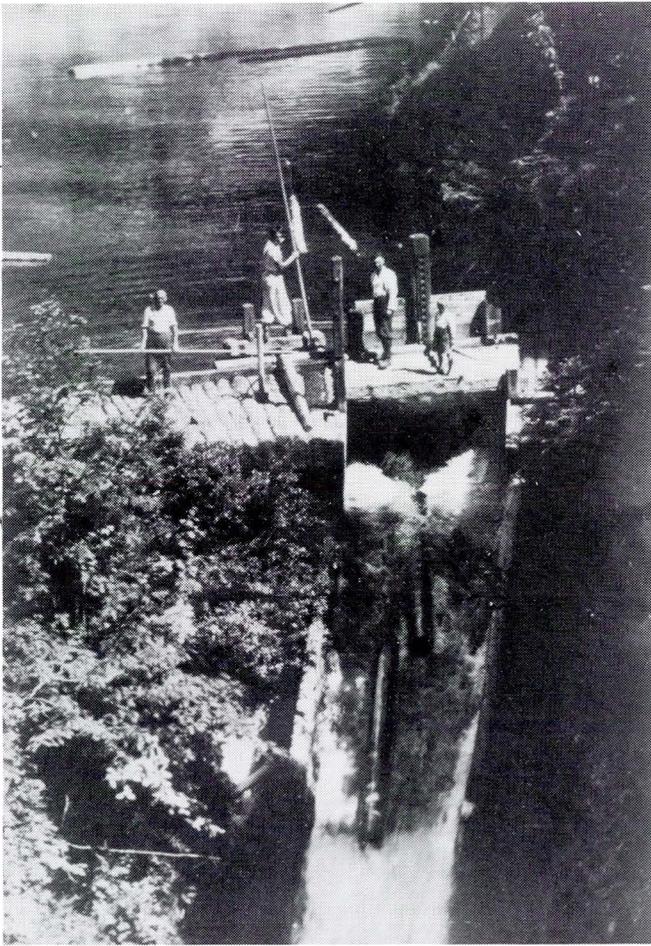
Um der engen Karwendelklamm, der gefürchteten "Schiachn Klamm", in welcher sich die Holzblöcher nur allzu leicht verkeilen konnten, auszuweichen, wurde bei jenen Abschnitten, bei welchen es noch möglich war, das anfallende Holz mittels Pferdezug zur sogenannten "Prüglries" vorgeliefert. Dies geschah um der lebensgefährlichen Lieferung durch die enge, teilweise nur etwa 4 m breite Schlucht auszuweichen.

Da aber ein Ausweichen der Schluchtstrecke nicht immer möglich war, mußte in der "Schiachn Klamm" ein künstlich angelegter Triftersteig errichtet werden. Dieser bestand aus Eisenstangen, welche in der Felswand verankert waren und mit Stangenholz belegt wurde. Auf diesem schmalen Steg, der eine Breite von einem halben Meter hatte, mußte ein Mann abgeseilt werden um das Einrichten des verkeilten Holzes vorzunehmen. Hinter einer solchen "Versperrung" entstand ein enormer Holz- und Wasserstau und demzufolge auch ein entsprechender Druck. Beim Lösen eines solchen Staus schossen die Holz- und Wassermassen mit ungeheurer Wucht durch die Klamm. Der Mann mußte augenblicklich von seinen Kameraden hochgezogen werden.

Auch die Herzoge von Coburg, welche ihren Waldbesitz im rückwärtigen Karwendeltal haben, hatten ebenso das Triftrecht im Karwendelbach wie die Bundesforste oder die "Inrainer" von Schamitz. Ihr Landeplatz, das "Herzogsraitl", war eine kleine Insel in der Isar, gleich nach der Einmündung des Karwendelbaches (heute Schotterwerk Gaugg).

Die Landeplätze und Holzniederlagen waren genau geregelte Rechte und mußten bei Grundverkäufen mitübernommen werden oder in späteren Zeiten abgelöst werden.

Auch aus dem Hinterautal wurde aus Privatschlägerungen in den Teilwäldern in der Isar durch Selbstwasser getriftet. Der Wasserweg war auch hier die leichtere Bringungsmöglichkeit als das Pferdefuhrwerk oder der Schlitten.



Einflößen des Holzes vom Klaushof in die Klamm



Versperrte Klause; rechts im Bild der Triftersteig



"Orenna" - Abrennen oder Abtriften von Holz

Heute führen nicht nur gut ausgebaute Forstwege, sondern auch herrliche Spazierwege in die Gegenden, in welchen in früheren Zeiten schneidige Männer und Burschen ihrem gefährlichen Tagwerk nachgingen. Der Niederweg entlang des linksseitigen Isarufers führt zur Schlucht des Gleirschbaches oder der schöne Rundgang vom Wege ins Karwendel zum Lablehner führt über den Karwendelsteg, von welchem man in den Beginn der "Schiachn Klamm" mit dem tosendem Wassern des Karwendelbaches blicken kann.



Einrichten des Holzes vor dem Klausschlag



Die alte Holzlande "in der Scharnitz" um 1900

Die Holzlande

Im Ortsteil Eisack befand sich früher der Holzlandeplatz, an welchem das getriftete Holz aus den drei Karwendeltälern (Gleirschtal - Hinterautal - Karwendeltal) angelandet wurde.

Dieses Gebiet ist heute noch unter dem Namen "die Länd" bekannt, obwohl kaum mehr Spuren der alten Lände vorhanden sind. Im Zuge der Isarverbauung in den Jahren 1960/61 wurde der Ländsee als auch das Gelände des Ländplatzes zugeschüttet.

Zur "Länd" gehörten außer dem Ländsee, der Ländkanal, Der "Rechn" und die "Rechnbruggn", die "Schützn" oder Schützentore, der "Pflumpfn", der "Schuß" und der "Sagkanal" zum Betreiben der Säge mittels Wasserkraft.

Außerdem gab es noch die "Aerarische" Länd (rechtsseitig des Abflußkanals) und die "Bayrische" Länd (linksseitig des Kanals), auch der "Kohlplatz" genannt.

Der Rechen, ein Holzbauwerk, diente dazu, das Wasser von der Isar abzuleiten und zum Ländkanal bzw. Ländsee zu führen. Und mit dem Wasser auch das getriftete Holz. Der Rechen bestand aus starken Lärchenholzstämmen, welche am unteren Ende zugespitzt und mit Eisen versehen wurden, um sie leichter in den steinigen Bachgrund der Isar schlagen zu können.

Man nannte diese Stämme die "Steftn". Diese wurden händisch in das Flußbett geschlagen, wozu etwa neun Männer notwendig waren. Das faßähnliche Gerät, mit welchen die "Steftn" eingeschlagen wurden hieß man die "Steftnkatz". Immer wieder mußten solche "Steftn" oder wie man heute sagen würde, Piloten oder Rammpfähle, erneuert werden. Dabei sangen die Männer folgendes Lied im Takte mit dem Heben und Schlagen der Pfähle:

*Greifts an die Begn
 tian man hoach aui hebm
 schlogts' n eini in Grund
 den larchenen Hund
 Hoach au, oan drau
 oan drein
 guat laß mas sein
 Greifts an die Bögen
 tun wir ihn hoch hinaufheben
 schlagts ihn hinein in den Grund
 den lärchenen Hund
 Hoch auf, einen drauf
 einen drein
 gut lassen wir es sein.*

Durch den Rechen konnte auch der Stand des Wassers, welches in den Ländkanal einfloß, reguliert werden.



Die "Rechenbrücke" mit darunterliegendem Holzrechen

Die Wassertiefe im Ländkanal bzw. Ländsee betrug etwa 1,50m. Der Holzrechen wurde durch die Bundesforste im Herbst aufgemacht und erst im Frühsommer, wenn der Wasserstand durch die Schneeschmelze eine gewisse Höhe erreicht hatte, wieder für die Sommertrift instand gesetzt.

Bis zu diesem Zeitpunkt konnte nicht getriftet werden, und im Ländsee befand sich wenig oder gar kein Wasser, bis auf wenige kleine Wassertümpel.

Gleich neben dem Holzrechen befand sich die "Rechnbruggn", welche die Ortsteile Eisack und Inrain verband. Diese führte etwa auf der Höhe des heutigen Hauses Nr.321 (Mair Anton) über die Isar bis zum Beginn der Straßensteigung beim "Wandl".

Die Uferböschung des Ländsees war linksseitig sehr flach, denn das Holz mußte hier an Land gezogen werden. Hier wurde es auch sortiert und gestapelt. Riesige Holzganter lagen für den Weitertransport bereit. Jährlich wurden auf dem Wasserweg mehrere tausend Meter Holz aus den Karwendeltälern angetriftet. Der Ländmeister war verantwortlich für die Erhaltung der Anlagen.

Hier hatten auch die Schamitzer Waldbesitzer das Recht zur Landung und Lagerung ihres Holzes, welches aus

dem Hinterautal und Karwendeltal kam. Auch die "Bayerische Lände" wurde für die Landung des anfallenden Holzes benützt. Vorerst zur Landung von "Kohlholz" und "Langholz". Letzteres wurde von den Flößern hier eingebunden und bis nach Tölz oder München geflößt.

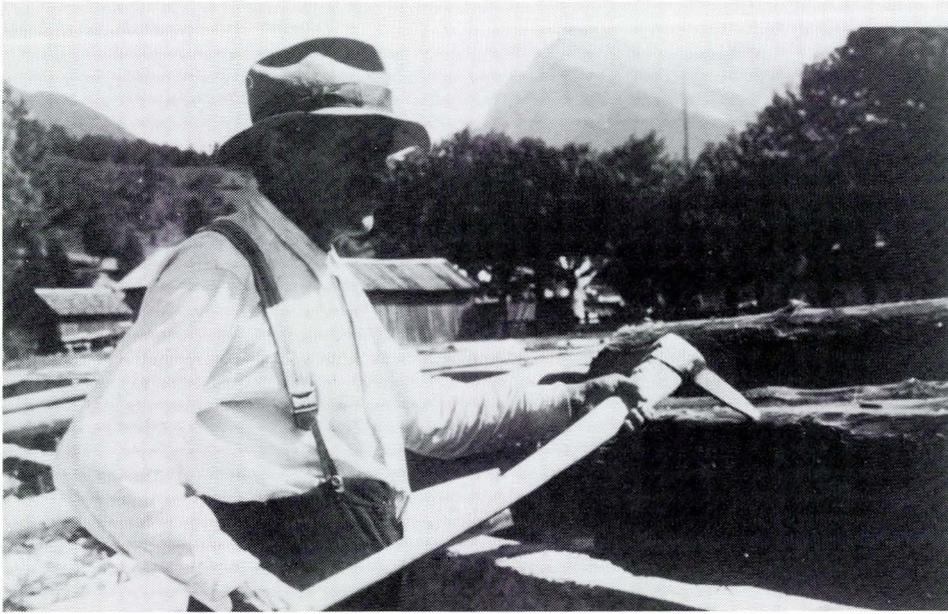
Rechtsseitig des Ländkanals war eine Steilböschung, künstlich hergestellt als Holzdammbau mit Steineinlagen.

Zur Regulierung des Wasserstandes im Ländkanal waren einige Wassertore, die sogenannten "Schütztn" angebracht, durch welche der Wasserspiegel bei Einlaufen der Klause (künstliches Hochwasser), als auch beim Landen bzw. Austriften des Holzes beliebig gesenkt oder auch gehoben werden konnte. Das Überwasser wurde durch die Tore in die Isar abgeleitet. Geringe Reste dieses Gerinnes sind heute noch zwischen Sträuchern hinter "Lendl's Holzschüpfl" zu sehen. Der "Pflumpfn" war ein ausgekolkter Wassertümpel, unmittelbar hinter den Schützentoren, in welchen fast immer Wasser stand. Hier wurde auch gerne ein erfrischendes Bad genommen.

Die Häuser im Eisack (Nr. 108, 109, 110), die damals alle etwa das gleiche Aussehen hatten, wie das heutige Haus Nr. 109, wurden in früheren Zeiten die "Seehöfe" genannt, weil sie sich am Ufer des Ländsees befanden.



Anlandung des getrifteten Holzes



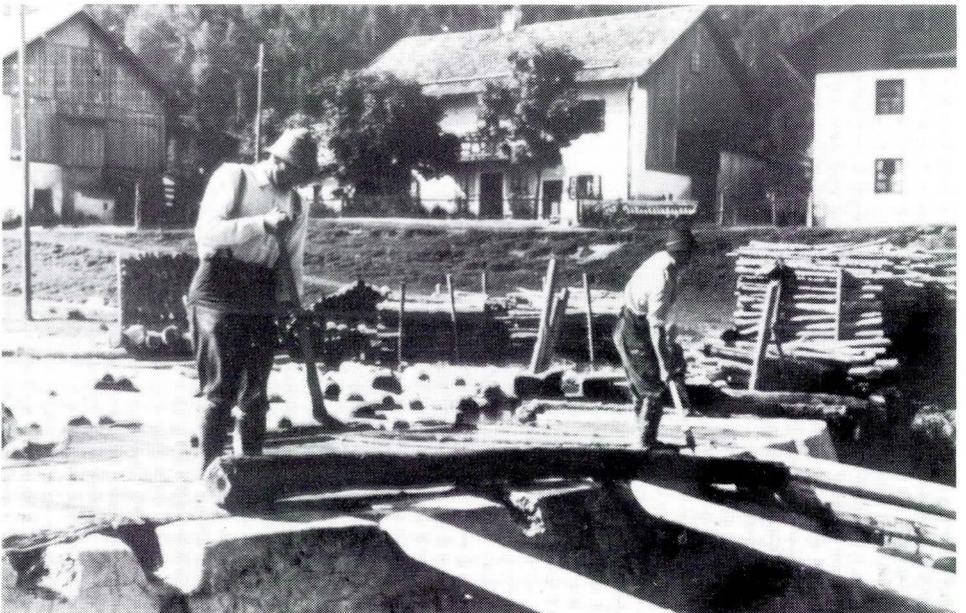
Holzsortierung und Ganterung



Kurze Rast

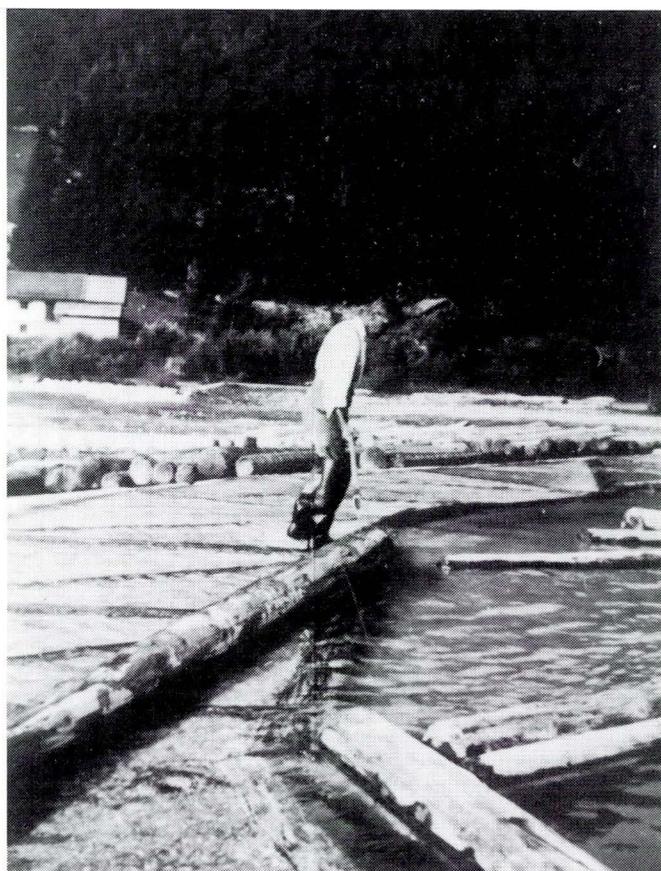


Sortierung





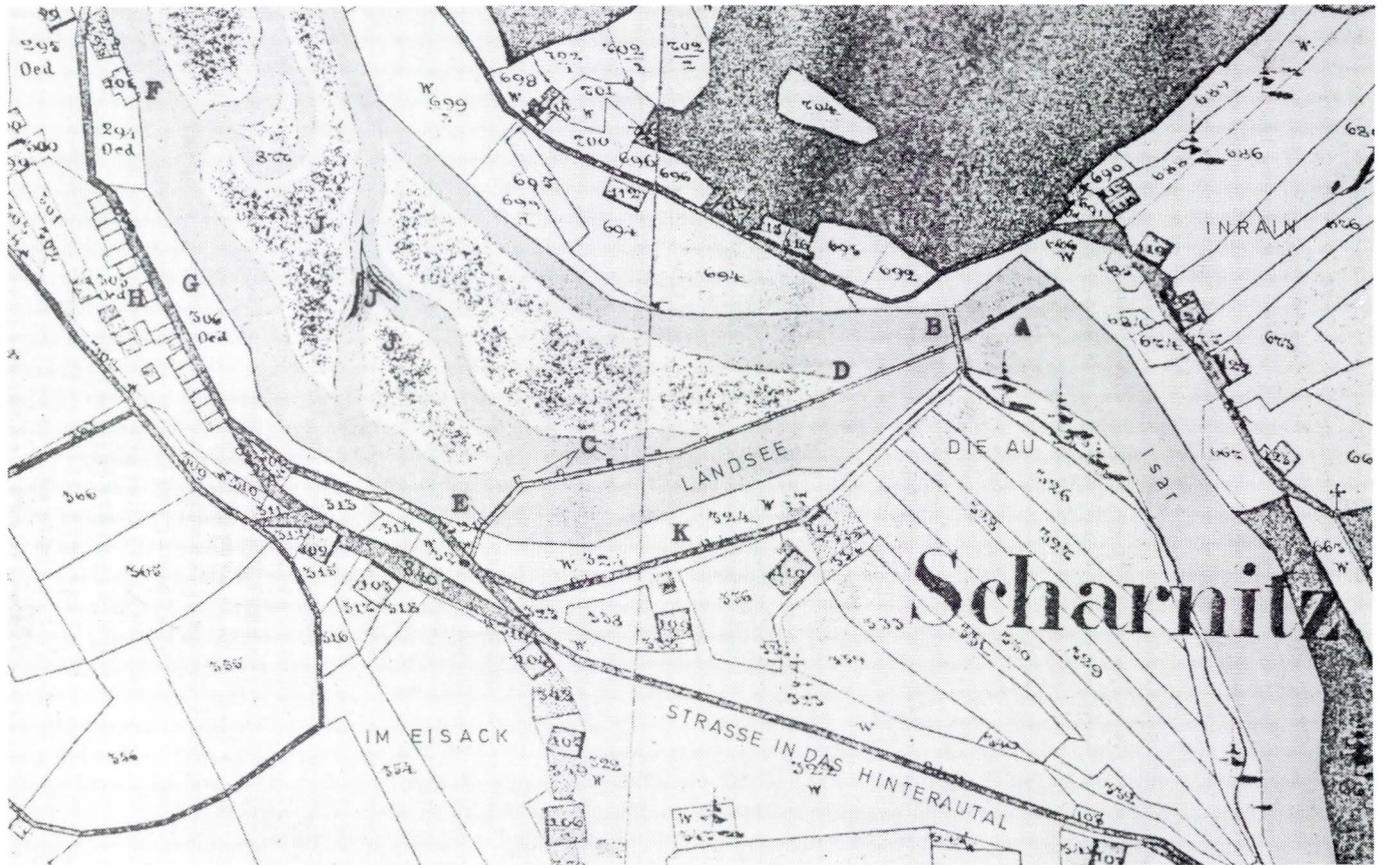
Abtransport von Schleifholz



Verlegung eines sogenannten Streichbaumes



*Der "Schuß", Abflußkanal zum Absenken des Wasser-
spiegels und Abtriften von Kleinholz und Beschädigtem
Holz*



A Rechen, B Rechenbrücke, C Schützentore, D Damm, E Auslaß, F Säge, G Kohlplatz oder "airische Länd", H Kohlstädl, J Aerarische Lände, K Ländplatz für Scharnitzer Waldbesitzer

A. und S. Heiß

Die Holzarbeiter von Scharnitz

Viele Männer aus unserem Dorfe waren als Holzarbeiter beschäftigt. Der Bedarf des Holzes in früheren Zeiten beschränkte sich ortsgebunden größtenteils auf die Köhlererei. Kleinere Mengen wurden hauptsächlich für den Hausbau und den eigenen Brennholzbedarf geschlägert. Die Bringungs- und Lieferbedingungen waren außerordentlich schwierig. Eine Bringung des Holzes konnte nur mit Pferdefuhrwerk, größtenteils Schlitten oder auf dem Wasserwege (Trift) durchgeführt werden. Zufolge der geringen Holzmengen die hier im Ort gebraucht wurden, war auch eine Vollbeschäftigung der hier ansässigen Holzarbeiter (Nebenerwerbsbauern) nicht gegeben.

Ein Großteil von ihnen war daher gezwungen, außerhalb ihres Heimatortes eine Verdienstmöglichkeit zu suchen. Vielleicht im Zusammenhang mit der Flößerei auf der Isar, arbeiteten viele dieser Männer von etwa Anfang Mai bis zum Kirchtag (19. Oktober) in den damals urwaldähnlichen Forsten von Hinterriß - Vorderriß, Walchensee, Fall, Jachenau und in den Wäldern um Tölz. Sie kamen aber auch nach Brandenburg, "z'Eabnsea" (Eben am Achensee) und "in der Tirscha drunt" (Thiersee).

Bedingt durch diese großen Entfernungen waren sie wochenlang von Zuhause und ihrer Familie getrennt und kamen den ganzen Sommer über vielleicht nur ein- oder zweimal zurück in das Dorf. Diese Männer wären vergleichbar mit den heutigen Gastarbeitern oder Pendlern. Zum Unterschied von heute mußten Fußmärsche von manchmal 60-100km über Jöcher und durch einsame Täler zurückgelegt werden.

Bei Beginn und Beendigung der Arbeit trugen sie auf der "Kraxn" (hözernes Traggestell) alles mit, was sie zur Arbeit bzw. für den Lebensunterhalt benötigten. Dazu gehörten vor allem sämtliche Werkzeuge, Kleidung und Wäsche, sowie Eisenpfanne, Feuerwagen (eisernes Gestell zum Aufhängen der Pfanne über dem offenen Feuer), "Toagnaopf" (hölzerne Teigschüssel mit Handgriff) und der Proviant, bestehend aus Mehl, Salz, Schweinefett, Speck und Brot. Keinesfalls durfte der "Bittrich" fehlen, das war ein kleines Holzfäßchen, mit angebrachter Trinkvorrichtung, welcher als Trinkwasserbehälter diente und bei einer Quelle oder einem Bach wieder gefüllt werden konnte.

Dies war alles zu einer Zeit, wo es außer der Postkutsche oder dem Fuhrwerk noch kein anderes Fortbewegungsmittel gab. Die Zeit also vor dem Bau der Karwendelbahn 1912.

Das Werkzeug bestand aus einer "Wieagsog" (Wieg-säge), sie wurde von zwei Männern betätigt, zwei "Hackn" (Axt), dem "Zapin" (Sappl), der heute noch



Holzarbeiter aus Scharnitz in der Hinteriß vor dem Ersten Weltkrieg

genau so unentbehrlich ist wie in früheren Zeiten. Außerdem einen "Schinter" (Schäleisen) zum Entrinden in der Querrichtung und einem "Schepser" (Schabeisen) zum Entrinden des Stammes in der Längsrichtung. Schließlich wurden zur Spaltung von Brenn- oder meterlangem Holz die sogenannte "Schoadn" (eisener Spaltkeil mit Holzaufsatz) und eine Kliabhack" (keilförmige schwere Axt) gebraucht. Ebenso waren ein paar Feilen und ein Wetzstein zum Schärfen der Sägen und Äxte ein unentbehrliches Werkzeug der Holzarbeiter. Die Wieg- und Bogensägen hatten eine einheitliche Wolfsbezaehlung (Dreiecksbezaehlung), wobei alleine das richtige Schärfen nicht jedermanns Sache war.

Die Anzahl der Holzarbeiter-Partie richtete sich nach der Örtlichkeit und der damit verbundenen und zur Schlägerung vorgesehenen Holzmenge, meist 2-6 Mann.

Die Errichtung einer Holzhütte unmittelbar an der vorgesehenen Schlagfläche und möglichst in der Nähe einer Quelle oder eines Baches, war die Tätigkeit vor Beginn der eigentlichen Arbeit.

Mit dem Fällen der Bäume wurde größtenteils Anfang Mai begonnen, zu einer Zeit also, wo bereits das Holz im "Saft" war. Unter Ausnützung der Saftzeit und des langen Tageslichtes wurde buchstäblich, wie es immer hieß, "vom Taogslicht bis zur Naocht" (etwa von 4 Uhr früh bis 9 Uhr abends) gearbeitet. Nur eine etwa zwei-stündige Mittagsrast wurde zum Kochen, Essen und zu einer kurzen Ruhepause verwendet.

Das Bestreben, während der "Saftzeit" und des langen Tages möglichst viel Holz "weiß" zu machen (entrinden mit dem Schäleisen), war sowohl arbeitstechnisch als auch hinsichtlich eines größeren Verdienstes für jede Holzerpartie notwendig (Akkordarbeit).

Größtenteils entastet und entrindet lagen nun hunderte Stämme in langem Zustande im Walde. Um bis zum Herbst das Trockengewicht auf ein Minimum herabzusetzen, ließ man einige Äste an der Unterseite stehen, um eine Berührung des Holzes mit dem feuchten Waldboden zu verhindern. Desgleichen blieb ein etwa 2 m langes Kronenstück (Wipfel) vorerst am langen Stamm, wobei dieser Wipfel das Absaugen des restlichen Saftes vom Stamme vollzog.

Nach Beendigung der Saftzeit, das ist etwa um Mitte August, wurde mit dem "Putzen" (Ablängen und Spranzen) begonnen, wobei auch die restlichen Äste vom abgelängten Stamm entfernt wurden. Das Ablängen geschah mit der unentbehrlichen "Maßerei". Dies war ein dünner Holzstab mit einem etwa 3 cm langen, rechtwinklig verbliebenen Ästchen, welches zum Einhängen an der Schnittfläche des Stammes diente. Die Länge dieser "Maßerei" oder Ablängestabes betrug meist 2,10 m, richtete sich jedoch nach der vorgesehenen Gesamtlänge. Durch Überschlagen bzw. Aneinanderreihen der Maßerei ergab sich das gewünschte Endmaß, welches meistens 4,20 m betrug. Die somit erreichte Abmessung (Länge des Holzbloches) wurde mit einer kleinen Kerbe mittels der Axt angezeichnet. Nach glaubhafter Überlie-



Scharnitzer Holzarbeiter am Ländplatz in den dreißiger Jahren; im Vordergrund Holzböcke zum Ablängen von Papierholz

ferung war diese Kerbe einigen ganz strebsamen Holzarbeitern, speziell bei Mondnächten insoferne dienlich, als diese nur abgetastet zu werden brauchte und somit die Ablängung sogar während der Nachtstunden möglich machte.

Besonderes Augenmerk wurde auf das "Aufstammen" (Spranzen) an beiden Enden des Stammes verwendet. Kleinere Stämme wurden einmal, mittlere zweimal und große Stämme drei-viermal am Stammende mit der Axt schüsselähnlich abgerundet. Damit konnte man ein völlig widerstandsloses Abgleiten des Holzes talwärts erreichen, da bei Berührung von Unebenheiten des Geländes kaum mehr ein Widerstand gegeben war und daher diese Stämme in ihrem Lauf nicht gebremst werden konnten.

Mit dem Zusammentreiben der Blöcher wurde schon rechtzeitig im Frühherbst, bei regennassen Tagen begonnen. Dies geschah mit mehrfachen, klein verzweigten Holzriesen, welche aus verschiedenen Richtungen kommend in die Hauptrieße (Liefertrasse zu Tal bzw. Ganter- oder Stapelplatz) einmündete.

An dieser Hauptrieße, "Loitn" genannt, waren je nach deren Länge 4-8 Mann tätig. Das Holz lag je nach Menge einige hundert Meter hintereinander, ungeordnet und verstreut in einer zum Abtransport geeigneten Talrinne. Das sogenannte Einrichten und Zusammenfügen der einzelnen Bloche zu einer Holzrinne, erforderte das Zusammenwirken und viel Zeitaufwand für die Holzpartie. Mußten doch Geländestufen und Richtungsände-

rungen durch Aufziehen von Holzwänden und Überbautungen mit mehrfach unterlegten Querhölzern überwunden werden. Das Aneinanderreihen und somit die Verlängerung der Loitn am unteren Ende mußte so lange fortgesetzt werden, bis das von oben eingelassene Holz das Endziel (Ganterplatz - Abfuhrplatz) ohne Behinderung erreichen konnte. Am oberen Ende wurden die Holzstämme von 2 Männern mittels Zapfen in diese Holzrinne eingelassen.

Bedingt durch die Abgelegenheit und die großen Höhenlagen dieser Schlägerungsplätze war die Anlage dieser Holzriesen zum Abtransport notwendig. Diese Holzriesen oder Loitn konnten eine Länge von mehreren hundert Metern haben.

An exponierten Stellen, wie bei Richtungsänderungen, oder auch in größeren Abständen, standen meist 1-2 Mann, die "Wehrer" genannt, die das klaglose Abgleiten des Holzes überwachten. Die zeitweise Einordnung am Ende dieser Holzrinne oder Holztrift besorgten ebenfalls zwei Männer. Diese mußten, um einen Aufprall auf manchmal querliegende Hölzer und dadurch eine oftmals schwere Beschädigung deselben zu vermeiden, etwa bei Bildung eines "Fuxes" (kreuz- und quer aufgestaute Stämme) das Holz wieder in Längsrichtung einordnen. (Auftreiben der Bloche bis zu einem fast haus hohen Holzhaufen am Ende der Loite).

Während dieser Tätigkeit durften von oben keine Stämme mehr eingelassen werden. Durch Zurufen der untersten Mannschaft, über den Mittelposten zu den



Holzriesen (Loitn) im Schwarzwald-Hinterautal



*Von links nach rechts:
 "Schoadn" - Eisenkeile mit Holzaufsatz zum Spalten von
 meterlangen Rundholz
 Asthacke
 Wiegssäge mit Hobelzahnbezeichnung
 Zapin
 "Schinter" - Schäleisen
 "Schepser" - Schabeisen*

oben mit dem Einlassen beschäftigten Männern mit dem Warnruf: "Huab auu-u - Huab auu-u" wurde signalisiert, daß die Arbeit (Einlassen der Bloche) solange zu unterbleiben hatte, bis wieder von unten eine "Entwarnung" mit dem Rufe "Holz hee-er - Holz hee-er" erfolgte. Dies war eine gut durchdachte Maßnahme, um schweren oder tödlichen Unfällen vorzubeugen. Auch der Wehrposten mußte bei Querliegen oder über die Loitn hinausschießendem Holz durch gleichen Ruf an die unteren und oberen Männer signalisieren.

Damit war eine Endphase der Bringung eingeleitet. Und mit dem freudigen Satz: "Jiatz tian ma Holz verliam", ermunterten sich die Männer gegenseitig nach vielen Wochen harter Arbeit und Entbehrungen. Sinngemäß war damit zu verstehen, daß nunmehr jeder Holzstamm, der bisher dutzendemale bewegt werden mußte, das Endziel erreicht hatte. Das Holz konnte jetzt am Ganterplatz sortiert und gemessen werden.

So manches "Marterl" oder "Tafel", wie man bei uns im Dorfe sagt, zeugt von einem einsamen oder plötzlichen Tod eines Holzarbeiters im Walde.

BRIXEN IM THALE 788 - 1988

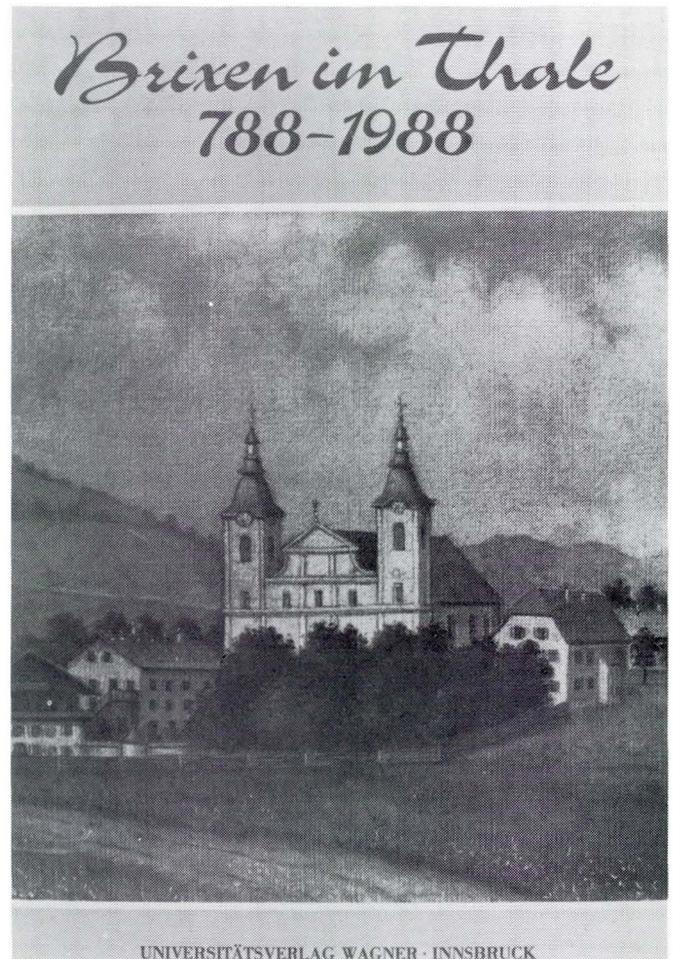
Hrsg. Sebastian Posch, Universitätsverlag Wagner, Schlern-Schriften 281, Innsbruck, 1988

Zahlreiche Autoren stellen in diesem Heimatbuch historische Entwicklungsphasen und gegenwärtige Strukturen der Fremdenverkehrsgemeinde Brixen im Thale dar. Der kunst- und kirchengeschichtliche Beitrag, ergänzt durch reichhaltiges Bildmaterial, erfaßt neben der Wallfahrtsforschung, u.a., auch den Stiftungsbestand und neuzeitlichen Zuwachs der TAZ-Bibliothek. 1473 stiftete der Geistliche und kaiserliche Sekretär Wilhelm Taz diese Sammlung mit der Absicht, den Seelsorgern geeignete Lektüre für die Verkündigung der Gottesworte zu liefern. Eingebettet in den Jahresablauf finden sich ausgeprägtes Brauchtumsgeschehen sowie Bereiche der Arbeitswelt, die der technische Fortschritt stark veränderte. Neben der regionalgeschichtlichen Bedeutung dieses Werkes, bieten einige wissenschaftliche Beiträge auch fachspezifisches Informationsmaterial.

ALTE ANSICHTSKARTEN VON DAMALS AUS MERAN - LANA - BURGGRAFENAMT

von Georg Hörwarter und Albert Innerhofer, Meran, 1988, erhältlich bei G. Hörwarter oder im Buchhandel

Als Beleg für landschaftliche oder kulturelle Veränderungen im Laufe der Zeit spielt die Heimatpostkarte in der Ortsbildchronik eine große Rolle. In der Einführung dokumentieren Hörwarter und Innerhofer die Entstehungsgeschichte und Gestaltungsmöglichkeiten der Karten bis zum Ende ihrer Blütezeit, nach dem Ersten Weltkrieg. Der frühe Fremdenverkehr in Meran und Umgebung ließ zahlreiche zum Teil kunstvoll gestaltete Ansichtskarten entstehen, die heute sehr begehrte Sammler- und Liebhaberstücke darstellen. Die Autoren informieren über die Entwicklung dieser Touristen- bzw. Kurorte ohne nostalgische Wehmut. Eine großzügige Auswahl von Bildpostkarten, versehen mit Kommentaren, zeigt das breite Spektrum ehemals wichtiger Mitteilungsmedien.



FESTSCHRIFT

350 Jahre Kirche in Spiss
(1638—1988)

150 Jahre Kirche in Gstalda
(1838—1988)



mit
Gemeindechronik

350 JAHRE KIRCHE IN SPISS - 150 JAHRE KIRCHE IN GSTALDA - MIT GEMEINDECHRONIK

von Josef Mair, Hermann Jäger und Josef Huter, Selbstverlag der Gemeinde, Spiss, 1988.

Mair erforscht in dieser Kirchengeschichte von Spiss bzw. des Weilers Gstalda genau die religiösen und politischen Abhängigkeiten von der Pfarre Nauders sowie vom Gericht Naudersberg. Bereits 1607 bauten die Spisser eine eigene Kapelle, 1727 einen Widum, doch erst 1789 richtete das Innsbrucker Gubernium nach provisorischen Besetzungen eine dauerhafte Expositur ein. Bedingt durch den zweimaligen Wechsel der Diözesen bewirken Ereignisse wie der Engadiner Krieg laufend Veränderungen. Die gut recherchierte Kirchenchronik umfaßt auch die Baugeschichten mit kunsthistorischen Beschreibungen. Eine kurz gefaßte Gemeindechronik von Spiss vervollständigt die Geschichte dieser kleinen Berggemeinde.

DIE KREUZKIRCHE IN PILL

von Pfarrer Otto Walch, Pill, 1988

Das sogenannte "Kreuzkichl", eine Wallfahrtskirche zu Ehren des Heiligen Kreuzes, beherbergt ein Kreuz, das sowohl für die Tiroler Landesgeschichte als auch für die Wallfahrtsforschung große Bedeutung hat. 1703 überfiel der bayrische Kurfürst Max Emanuel Tirol, heftige Kämpfe gab es besonders bei der Zirler Innbrücke. Bei einem Brand fiel das Brückenkreuz in den Inn, Bauern bargen es unbeschädigt, errichteten eine Holzkapelle und schon bald entstand eine Wallfahrt zu diesem wundertätigen Kreuz. Neben dieser Legende enthält dieser Führer auch wichtige kunsthistorische Erläuterungen bzw. baugeschichtliche Daten.



DIE KREUZKIRCHE
IN PILL/TIROL

HEIMATBUCH EBBS

von Georg Anker, Hrsg. Gemeinde Ebbs, Ebbs, 1988

Das Ebbser Heimatbuch stellt eine umfassende Gemeindegeschichte dar, reich bebildert und mit detaillierten Kapiteln versehen. Die geschichtlichen Abhandlungen befassen sich u.a. mit frühgeschichtlichen Funden, der Bayrischen Landnahme bis hin zur Innschiffahrt, mit der auch die alte Eisenindustrie in Ebbs verschwand. Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich die historische Spieltradition in Ebbs auf Jahrhunderte zurückführen, mahnte doch im 17. Jahrhundert die geistliche Behörde in Salzburg auch diese Gemeinde, in der Spiellust "rechtes Maß zu halten". Alle Beiträge, sei es über die Kirchengeschichte des Ortes, die wirtschaftliche Entwicklung bzw. Motive aus der Sagenwelt bergen eine Fülle von Informationsmaterial nicht nur für die Gemeinde Ebbs.

HEIMATBUCH SCHÖNWIES

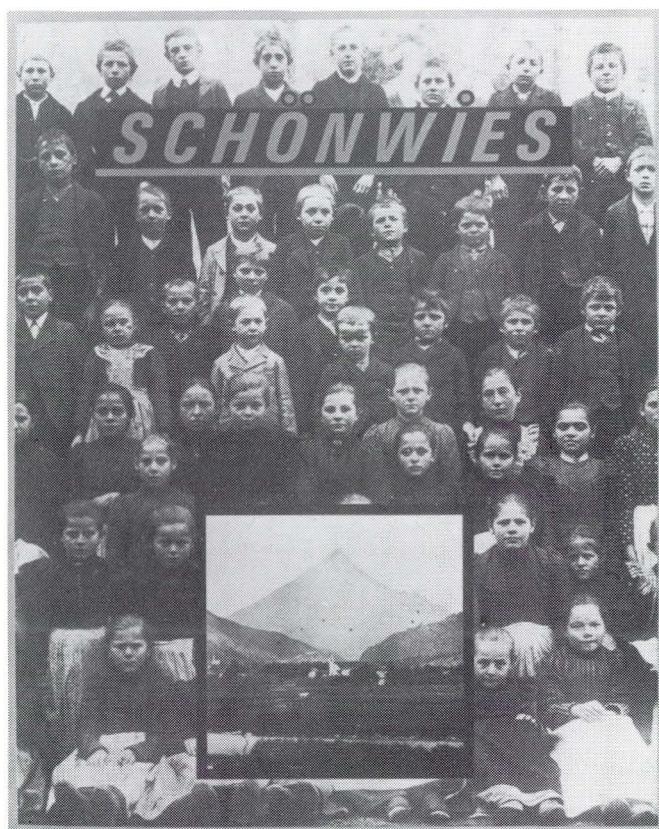
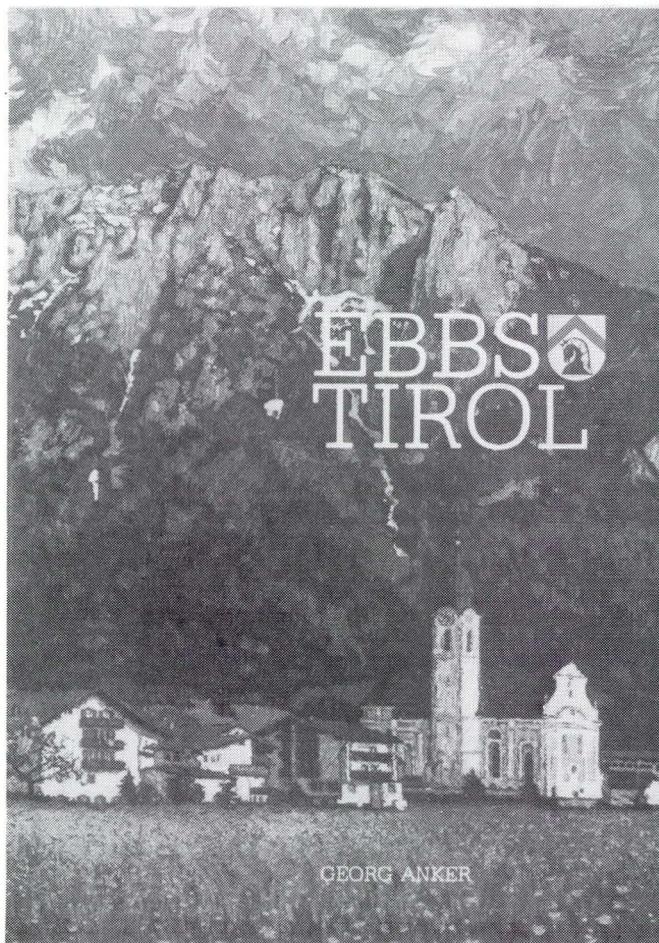
von W. Pechtl, A. Tamerl, J. Fink u.a., Alpendruck Imst, 1988

Das Schönwieser Heimatbuch muß man sicherlich zu den gelungensten dieser Art zählen. Unverkennbar trägt es die Handschrift des versierten Imster Graphikers und Kunsterziehers Willi Pechtl. In den geschichtlichen Beiträgen finden auch die "Kärner" Platz, eine am Rande der Gesellschaft stehende Gruppe von Menschen, die oft als historischer Bestandteil der Gemeindeentwicklung ignoriert wird. In Form von Interviews berichten die drei ältesten Schönwieser über vergangene Ereignisse aus persönlicher Sicht. Ansichten von alten Häusern, versehen mit knappen Kommentaren, verdeutlichen das Verständnis für "vergangene" Bauästhetik. Die Autoren dieses Heimatbuches setzen vielleicht mit ihren Beiträgen - das Autorenverzeichnis findet sich auf der vorletzten Seite (!) - neue Impulse in regional-geschichtlichen Publikationen.

150 JAHRE MUSIKKAPELLE OBERLIENZ 1838 - 1988

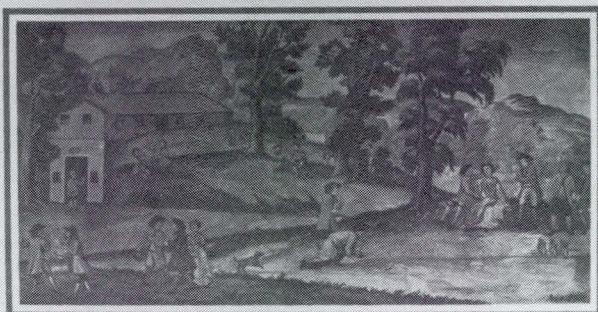
von Peter Lobenwein, Hrsg. Musikkapelle Oberlienz, Oberlienz, 1988

Diese Festschrift der Musikkapelle Oberlienz baut vor allem auf die rege Sammeltätigkeit des Autors in verschiedenen Chroniken auf. Präzise erforschte Lobenwein die ersten Aufzeichnungen über die musikalischen Aktivitäten in der Gemeinde. Ergänzend zu der erarbeiteten Entstehungsgeschichte liefern, der jeweiligen Zeit entsprechend, aktuelle Zeitungsartikel lebendige Beschreibungen. Die Fotografien der einzelnen Stadien der Musikkapelle Oberlienz bieten auch der Kostümkunde Informationsmaterial, so erhielten die Musikanten im Jahre 1909 ihre erste Uniform. Ehrungen für die Mitgliedschaft, die einzelnen Kapellmeister und Obmänner sowie das Gedenken an verstorbene Mitglieder komplementieren diese Festschrift.



ERLER HEIMATBUCH

ERWIN THRAINER · K. U. J. SCHEUENPFLUG



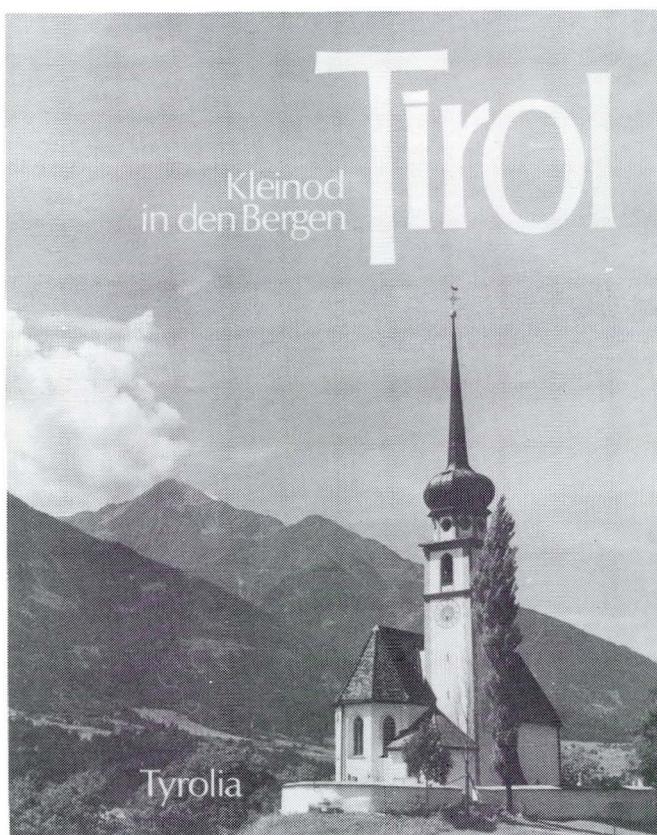
150 Jahre
Musikkapelle
Oberlienz
1838 — 1988

ERLER HEIMATBUCH
von Erwin Thrainer, K. u. J. Scheuenpflug u.a.,
Hrsg. Gemeinde Erl, Erl, 1988

Ebenso wie Ebbs gehört Erl zu den Gemeinden des Tiroler Unterlandes, die ihre 1200-jährige Geschichte mit einem Heimatbuch feiern. In der "Notitia Armonis", der Güterbeschreibung des Bischofs Arn von Salzburg, erscheint 788 zum ersten Mal der Name "Epias" (=Erl). Dieser historische Rückblick bildet zugleich den Ausgangspunkt für eine Beschreibung der vergangenen und gegenwärtigen Ereignisse in Erl. Das bebilderte Werk - lediglich zwei Aufnahmen am Buchbeginn sind farbig - erfaßt u.a. die kulturell bedeutsamen Eler Passionsspiele, deren Texte sich bis ins 17./18. Jahrhundert nachweisen lassen. Die Kapitel über Bauernhäuser, Erbhöfe und religiöse "Zeichen am Weg" (=Bildstöcke, Kapellen und Wegkreuze) liefern interessante Aspekte für die Volkskunde und Kunstgeschichte.

TIROL - KLEINOD IN DEN BERGEN
von G. Sonnewend und E. Senn, Tyrolia Verlag,
Innsbruck, 1988

In diesem neuen Bildband über Tirol zeigt der Graphiker Gustav Sonnewend das breite Spektrum von Landschaft, Kultur und Bausubstanz im Zusammenhang mit dem Ablauf der Jahreszeiten. Die Fotografien der bekannten kulturhistorischen Denkmäler wirken auf den Betrachter gerade wegen der relativ ungewohnten Perspektiven. Ergänzende Lektüre bilden von Elisabeth Senn ausgewählte Texte verschiedener Tiroler Autoren wie Franz Kranewitter, Gertrud Fussenegger, J.G. Oberkofler u.a. Im Vorwort weist Senn auf die Absicht des Fotografen hin, nicht nur eine "unversehrte Idylle" darzustellen, sondern Beständiges im Wandel der Zeiten zu dokumentieren. Auch das "romantische" Tirol mußte Attribut an den Fortschritt zahlen, Veränderungen, denen man auch einmal einen Bildband widmen sollte.



In memoriam ALOIS HOPFGARTNER

Gemeindechronist in Hopfgarten

Während der Predigt beim Sonntagsgottesdienst am 24. April in der heimatlichen Pfarrkirche ist der Gemeindesekretär i.R., Gemeindechronist, Inhaber des Ehrenringes der Gemeinde Hopfgarten, Ehrenmajor des Schützenbataillons Iseltal, Mitarbeiter des Osttiroler Boten, Träger der Goldenen Verdienstmedaille des Landes Tirol ALOIS HOPFGARTNER, im 68. Lebensjahr stehend, zusammengebrochen. Er wurde in sein nahestehendes Haus getragen, wo der Sohn noch Wiederbelebungsversuche machte, doch hatte das kranke Herz endgültig aufgehört zu schlagen. Alois Hopfgartner hatte einen Termin zu einer Herzoperation in Salzburg, der aber verschoben werden mußte, und der Tod kam zuvor ...

Beim Begräbnis am 27. April würdigte Bgm. Hubert Veider Hopfgartners Lebenswerk ausführlich und sagte anschließend: "Alois Hopfgartner hat den offiziellen Dienst bei der Gemeinde Hopfgarten im Jahre 1980 aus gesundheitlichen Gründen nach 34 Dienstjahren beendet. In all diesen Jahren seiner Tätigkeit fiel auch die Arbeit an einer späteren Ausgabe der Gemeindechronik. Die erste Auflage erfolgte im Landesgedenkjahr 1984 und war für alle Gemeindebürger eine große Überraschung. Dieses Nachschlagewerk ist inzwischen auf zwei Bände angewachsen, ein Stück Zeitgeschichte der Gemeinde aus der Vergangenheit und Gegenwart, dessen Wert erst in späteren Jahren voll zur Geltung kommen wird. In Würdigung all dieser Verdienste für die Gemeinschaft hat die Gemeinde den Ehrenring zuerkannt, der am Nationalfeiertag 1987 übergeben worden ist ..."

Im Namen des Tiroler Kulturwerks und der Arbeitsgemeinschaft Tiroler Chronisten sagte der Bezirksbeauftragte für das Chronikwesen, Volksschuldirektor i.R. OSR Hans Kurzthaler (Thurn) dem Verstorbenen ein herzliches Vergeltsgott.

"In mehr als 20-jähriger Arbeit hat Alois Hopfgartner eine umfangreiche Chronik zusammengestellt. Sie gibt Auskunft über die Vergangenheit der Gemeinde, ist für die Forschung eine reiche Quelle und für künftige Generationen ein wertvolles Lesebuch. Der Sprecher wünschte, in dieser kulturellen Aufgabe möge ein würdiger Nachfolger gefunden werden, der das Werk bewahrt und es gut weiterführt ..."



Aus seiner Chronikarbeit:

In zwei Schraubänden hat Hopfgartner Vergangenheit und Gegenwart der Gemeinde in gut gegliederten und übersichtlichen Abschnitten mit vielen Fotos belegt und Zeitungsberichten, zahlreichen Tabellen und Übersichten ergänzt, auf 500 Seiten kommentarlos festgehalten. Eine außergewöhnliche Arbeit ist die Höfechronik, die in drei Ordnern, fraktionsweise aufbereitet, alle Höfe der Gemeinde erfaßt und Auskunft gibt über Besitz, Familie und deren Vorfahren.

Die Widmung auf der Urkunde zum Ehrenring "... in Würdigung seiner Verdienste um die Gemeindechronik ..." ehrt Alois Hopfgartner und die Gemeinde Hopfgarten im selben Maße.

R.i.P

Hans Kurzthaler

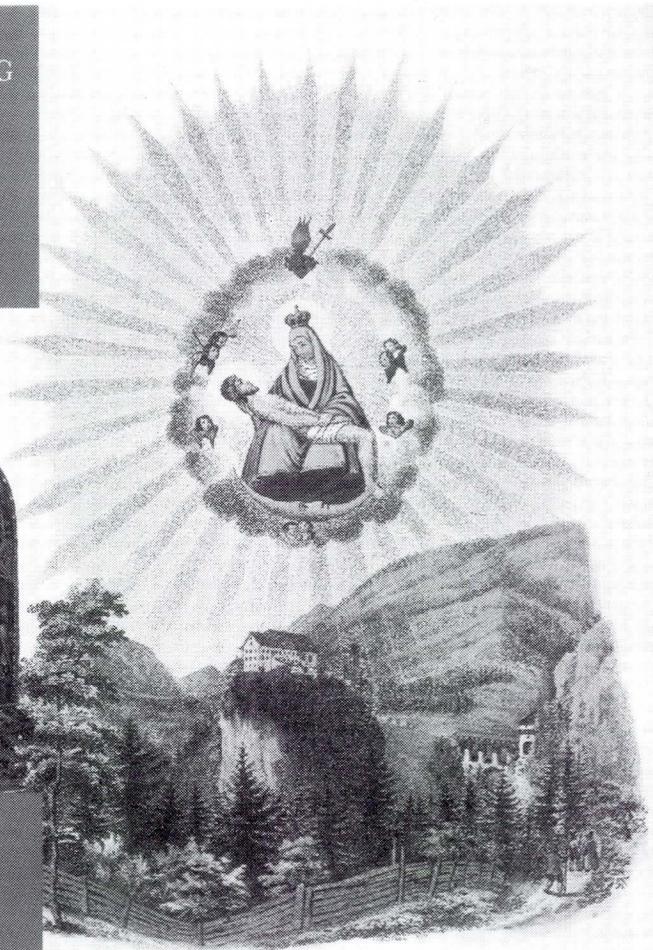
TIROLER
LANDESAUSSTELLUNG
1988

STIFT WILTEN
INNSBRUCK

ABTEI
ST. GEORGENBERG-
FIECHT



HEILTUM
UND
WALLFAHRT



DIE TIROLER LANDESAUSSTELLUNG 1988
WIRD DURCH DIE HYPO-BANK TIROL GEFÖRDERT

Einladung zum Chronistenausflug 1988 Tiroler Landesausstellung 1988 "Heiltum und Wallfahrt".

Wir treffen uns am Samstag, 8. Oktober 1988 um 10 Uhr am Parkplatz des Stiftes Fiecht.

Bei schönem Wetter wandern wir anschließend nach St. Georgenberg und finden dort ausgiebige Zeit zum Mittagessen und zum gemeinsamen Gespräch.

Bei schlechtem Wetter essen wir in Fiecht und fahren anschließend nach Wilten, wo wir den zweiten Teil der Tiroler Landesausstellung besichtigen.

Alle Chronisten, Betreuer von Heimatmuseen und am Chronikwesen Interessierten, welche an diesem unserem Treffen teilnehmen möchten, sind gebeten, sich bis 4. Oktober 1988 schriftlich, mündlich oder telefonisch im Tiroler Kulturwerk zu melden.

Auf eine rege Beteiligung freuen sich

OR Dr. Werner Köfler
(Vorsitzender der ArGe Tiroler Chronisten)

Gottfried Wackerle
(Direktor)

Tiroler Kulturwerk
Michael-Gaismayrstraße 1
Achtung neue Telefonnummer: 58 14 65

